Historische Gemälde

für

gebildete Leser und Freunde der Geschichte.

Von

J. G. L. Fischer,

[illegible]

Zweiter Band.

Berlin, 1851.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

Allgemeine
Deutsche Volks-Bibliothek.

Vierter Jahrgang.

Sechster Band.

Historische Gemälde

für

gebildete Leser und Freunde der Geschichte.

Von

J. H. L. Fischer.

II.

Berlin,

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Historische Gemälde

für

gebildete Leser und Freunde der Geschichte.

Von

J. H. L. Fischer,
Pastor zu Schönberg.

Zweiter Band.

Berlin, 1851.
Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

Allgemeine
Deutsche Volks-Bibliothek.

Vierter Jahrgang.

[illegible] Band.

Historische Gemälde

gebildete Leser und Freunde der Geschichte.

Von

J. H. L. Fischer.

II.

Historische Gemälde

für gebildete Leser und Freunde der Geschichte.

Von

J. H. L. Fischer.

Zweiter Band.

Die Glaubensgerichte im Mittelalter.

Wer bist du, bleich' Gespenst verklungner Zeiten?
— Es trieft dein Saum von Menschenblut,
Und um dich heult der Fluch von Millionen!

Will man die Freiheit in Glaubens- und Gewissenssachen, welche jetzt die Christen und namentlich in protestantischen Ländern genießen, recht nach ihrem Werth schätzen lernen, so genügt es, einen Blick auf jene furchtbaren Glaubensgerichte zu werfen, die eine Ausgeburt der Hölle, viele Menschenalter hindurch, über Freiheit und Leben eines Jeden willkührlich entschieden und mit solcher Grausamkeit verfuhren, daß man nicht zu viel behauptet, wenn man sie eine Anstalt des religiösen Wahnsinns nennt. Der Orden der Dominikaner hat das schlimme Verdienst, diese Ketzergerichte erfunden, und Spanien, sie zuerst eingeführt zu haben. In dem Königreich Arragonien war es den Päpsten schon vor Ferdinand dem Katholischen geglückt, dies Gericht einzuführen, doch in Castilien hatte sich die hohe Geistlichkeit und vornehmlich der Erzbischof von Toledo, ihm stets widersetzt und das höchste Gericht in Sachen des Glaubens sich selbst vorbehalten, bis der Beichtvater der Königin Isabelle, Torquemada, ein verfinsterter und gefühlloser Dominikaner, ihr bei ihrer Thronbesteigung das Gelübde abnahm, ihre

ganze Gewalt zur Ausrottung der Juden, Mauren, Ketzer und Zauberer anzuwenden. Eingedenk dieses Gelübdes, wurde denn nach Vereinigung der beiden Reiche ein Ketzergericht eingeführt, das mehr ein Werk des Hofes als der Kirche war und mehr auf die Erwerbung unumschränkter Gewalt, als auf Bewahrung des rechten Glaubens abzweckte. Jene auf den Ruin der Volksfreiheit und Rechte zu gründen, die mächtige Geistlichkeit und den übermüthigen Adel zu unterjochen und jede Zunge zu lähmen: das war der Endzweck dieses tyrannischen Gerichtshofes. Deshalb ernannte auch der König den Großinquisitor, der an der Spitze desselben stand, ohne Rücksicht auf irgend einen Orden, desgleichen auch die Beisitzer, und gab ihnen unumschränkte Vollmacht. Die Güter der Verurtheilten fielen nicht der Kirche, sondern dem Könige zu und öffneten dadurch der Habsucht ein weites Feld. Es währte aus dem Grunde auch ziemlich lange, bis diese Ketzergerichte überall eingeführt wurden, bis sich endlich die Geistlichkeit ihrer bemächtigte und in ihnen eine vortreffliche Anstalt fand, das Aufblühen der Wissenschaften zu verhindern, dem Licht der Aufklärung den Zugang zu versperren und den Herolden der Wahrheit auf immer den Mund zu schließen.

Torquemada, der Erfinder dieses Gerichtshofes, war auch der erste Großinquisitor und behauptete seine Gewalt mit einer Grausamkeit, die nicht bei Kannibalen gefunden wird. In dem kurzem Zeitraum von vier Jahren ließ er 6000 Ketzer verbrennen und mehr denn hunderttausend redliche und schuldlose Bürger hinter düsteren Kerkermauern verschmachten, Menschen, die weiter kein Verbrechen geübt hatten, als durch ihre Tugend den Neid und In-

grimm nichtswürdiger Pharisäer und Heuchler erregt zu haben. Angst und Entsetzen bemächtigte sich von nun an einer jeden Familie, denn es war ja möglich, an den eigenen Gliedern derselben Ankläger zu erhalten, welche verblendet von falschem Glaubenseifer, oder von Leidenschaften entzündet, gegen Aeltern und Brüder in die Schranken traten. Kein Gerichtshof hatte jemals solche Macht gehabt, keiner eine zur Erreichung seiner Zwecke so sicher führende Rechtsform. Denn fürchterlicher noch als die Urtheile, die er sprach und vollzog, waren die Mittel, die für schuldig Gehaltenen auszuforschen. Wer einmal getroffen werden sollte, konnte dem Schlage nicht ausweichen. Ihn schützte kein Stand, Rang und Ansehen. Verlassen von seinen Freunden, glich er einem Aussätzigen, den jeder flieht und sah sich plötzlich am Rande des Verderbens. So packt der furchtbare Maalstrudel, an der Küste Norwegens, die Schiffe, die den äußersten und leisesten Kreis des Riesentrichters berühren. Langsam zieht er sie näher und schleudert sie bald mit unwiderstehlicher Gewalt in die dunkle verschwiegene Tiefe. Die ehrlosesten Angebereien wurden als Tugenden gepriesen und belohnt. Die leiseste Vermuthung, eingebildete und erdichtete Verbrechen, harmlose Aeußerungen, längst von dem vergessen, der sie hatte fallen lassen, dienten zu einem rechtskräftigen Vorwand, die Kerker mit Angeklagten zu füllen und ihnen Ehre, Gut und Leben abzusprechen. Nie kannte der Beschuldigte seine Ankläger und wurde mit denselben nie zusammengestellt. Er mußte seine Schuld errathen. Durch verfängliche Fragen wie in Schlingen verwickelt, bekannte er sich oft für strafbar, ohne es zu wissen. Verleumder und falsche Zeugen waren wie damals,

als der Herr sich vor Gericht stellen mußte, willkommen und nie ist ein Fall bekannt, wo das Laster wäre bestraft worden. Wider die Aussprüche dieses Gerichtshofes gab es keine Berufung auf ein noch höheres Gericht, oder auf den König, weshalb viele bedeutende Männer aus den ersten Familien des Landes, in die Dienste des heiligen Gerichtes traten und sich, um sich selbst zu retten, zu Spähern, Spionen und Häschern erniedrigten. Es war daher nur zu leicht, in die Krallen dieses Ungeheuers zu gerathen, zumal, da nie ein öffentlicher Befehl zur Verhaftung gegeben ward, da keine Freistätte, kein Tempel und Altar, kein Standesvorrecht ihn schirmen, kein Schlupfwinkel ihn verbergen konnte. Der Vater wurde von der Seite seiner Kinder, der Gatte aus dem Arm seiner Gattin gerissen und plötzlich, häufig mitten in der Nacht, daß die Besorgung des Nothwendigsten unterbleiben mußte und mit so entsetzlicher Strenge, daß selbst das leiseste Fürwort für den Unglücklichen zum Verbrechen ward. Umfing ihn aber erst die düstre Kerkermauer, so war für ihn keine Rettung mehr. Abgeschnitten von der ganzen Welt, war jeder Blick in die Zukunft für ihn trostlos, da ihm das Bewußtsein seiner Unschuld keine Bürgschaft für seine Erlösung gab, vielmehr oft der Grund zu seinem Verderben ward. Ja selbst des Mittels wurde er beraubt, seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen. Was nur irgend verletzen konnte, ward mit teuflischer Sorgfalt von ihm fern gehalten, denn er war einem feierlichen Tode — dem Feuertode geweiht. Doch eh' es so weit kam, vergingen viele Monate und mehrere Wochen, eh' das erste Verhör begann. Während deß war er allen Schrecken der Einsamkeit und nächtlichen Finsterniß Preis

gegeben. Die Kerker der Ketzergerichte waren unsaubere, unterirdische, von allen Menschen entfernte Oerter. Man stieg zu ihnen durch viele Umwege hinab, damit nicht das Jammergeschrei der Unglücklichen gehört werden und Mitleid erregen möchte. Nie drang ein wohlthätiger Lichtstrahl in diese Höhlen hinein. Ihre Bewohner waren daher Tag für Tag, Woche für Woche nur sich selber überlassen und konnten sich mit nichts Anderem beschäftigen, als mit den Bildern einer schöneren Vergangenheit, mit den Leiden der Gegenwart und den Schrecken der Zukunft. Nie gewährte man ihm die Nähe eines andern Gefangenen, nie die Wohlthat, frische Luft zu schöpfen. Auf dumpfem, moderndem Stroh liegend, besuchte den Verlassenen nur der milde Engel des Schlafes, um seine Leiden auf Stunden in Vergessenheit zu senken.

Endlich begannen die Verhöre, in welchen die Richter alle Künste der Schlauheit aufboten, aus dem Angeklagten das Geständniß herauszulocken, das sie eben wissen wollten und es war schwer und zumal bei völliger Unschuld, den gelegten Schlingen zu entgehen. Man verknüpfte auch wohl mit der Forderung eines freiwilligen Geständnisses und dem Beweis aufrichtiger Reue die Aussicht auf eine nahe Befreiung und umgaukelte den Armen mit den Blendwerken der Milde und Gnade und er war verloren, wenn sein Herz sich dieser Hoffnung hingab und Schuld und Reue log. Schlugen indeß alle Mittel fehl, ein Geständniß zu erpressen, so wurde nun zur Folter geschritten.

Gern möchte man hierüber einen Schleier werfen, weil jedem Gefühlvollen das Herz blutet, wenn er der Marterwerkzeuge gedenkt, die theils teuflische Bosheit,

und viehische Rohheit, theils ein verfinsterter Geist erfunden und zur Verherrlichung der Majestät Gottes und zur Aufrechterhaltung des alleinseligmachenden Glaubens Jahrhunderte lang angewandt hat. Allein es hat auch sein Gutes, diese entsetzliche Verirrung des religiösen Gefühls kennen zu lernen und wenn auch nur, um mit zwiefacher Freude und inniger Dankbarkeit sich der Gegenwart bewußt zu werden, die alle diese Werkzeuge der Finsterniß auf immer in die Tiefe begraben hat und in jedem, auch dem tiefgesunkenen Verbrecher den Menschen und Bruder sieht, dem man Gerechtigkeit und Liebe schuldig ist.

Wenn ein Angeklagter zur Folter verurtheilt worden war, so wurde er in die sogenannte Marterkammer geschleppt. Dies war eine unterirdische Grotte, zu der man durch zahllose Krümmungen hinabstieg, damit kein Wehgeschrei draußen gehört werden konnte. Es waren hier für die Inquisitoren, die stets bei der Folter zugegen waren, Sitze befindlich, so wie auch für den Bischof des Ortes und dessen Vikarius. Zwei Fackeln erleuchteten diese Mördergrube und warfen über sie nur ein schwaches, aber genügendes Licht, um die Henker und ihre Werkzeuge zu erkennen. Sie waren fast wie die Verurtheilten gekleidet. Ein schwarzer langer Rock hüllte den Körper, den Kopf eine schwarze Kappe ein, in der sich für Augen, Mund und Nase Löcher befanden. Diese Ungethüme packten mit kalter Rohheit den Angeklagten, entkleideten ihn und legten ihn, nach einer kurzen Ermahnung, die Wahrheit zu gestehen, auf die Folterbank.

Es gab bei diesem Ketzergericht mehrere Arten der Folter, von denen eine die andere an Unmenschlichkeit übertraf. Die erste geschah durch Stricke und Seile,

die zweite durch Wasser, noch eine andere durch Feuer, oder man zwängte den Unglücklichen in die Arme einer, eine Jungfrau darstellenden Bildsäule, an der zahllose haarscharfe Messerklingen angebracht waren, welche durch den Druck einer Feder langsam in das Fleisch einschnitten, und den Körper aus tausend Wunden bluten ließen. Bei der ersten wurden dem Verbrecher die Hände auf den Rücken gebunden, worauf er mittelst einer Rolle in die Höhe gewunden ward. Nachdem er einige Zeit in freier Luft hatte schweben müssen, ließ man ihn plötzlich bis auf einen halben Fuß von der Erde herabfallen, wodurch er einen Ruck bekam, der ihm alle Gelenke ausrenkte und ihm rasende Schmerzen verursachte. Diese Tortur währte eine Stunde und darüber, je nachdem es die Kräfte des Leidenden verstatteten. Konnte diese Marter kein Geständniß erpressen, so schritt man zur Wasserfolter. Man goß dem Angeklagten das Wasser Kannenweis in den Mund, den man ihn zu öffnen zwang und legte ihn dann in eine hohle Bank, die den Körper beliebig zusammenschnürte. Quer durch diesen Trog ging nämlich ein Stock, der den Leib schwebend erhielt und ihm unter großen Qualen den Rückgrath zerquetschte. — Doch noch fürchterlicher war die Feuerfolter. Hierbei rieb man die Fußsohlen des Armen mit Speck und andern leicht brennbaren Stoffen. Alsdann wurde er auf die Erde ausgestreckt und die Füße gegen ein loderndes Feuer gekehrt, die man ihm so lange verbrannte, bis das Geständniß erfolgte. Alle diese Foltern dauerten etwa eine Stunde. Verlor der Gemarterte die Kräfte, so wurde der Arzt des Gerichtshofes gerufen, um zu untersuchen, ob man die Folter noch länger fortsetzen dürfe, ohne das Leben desselben in Gefahr zu setzen.

Hatten die heftigen Qualen endlich ein — oft erdichtetes — Geständniß erpreßt, so war der Unglückliche darum noch nicht von seinen Leiden befreit. Er mußte noch eine zweite Tortur ausstehen, weil man nun auch die Beweggründe seines Vergehens wissen wollte. Bekannte er in der Verzweiflung mehr, als er gefragt worden war, gab er neue, überraschende Aufschlüsse über das Eine und Andere, so mußte er noch eine dritte Tortur bestehen, um seine Mitschuldigen oder seine Verführer zu entdecken. Unerschöpflich aber in Kunstgriffen waren die Inquisitoren hinsichtlich derer, welche selbst durch die Qualen der Folter zu keinem Geständniß zu bringen waren. Zu ihnen sandte man erkaufte Leute, die ihnen scheinbar Trost und Hülfe anbieten, oder sich auch für Gefangene ausgeben, auf das Gericht schimpfen und ihm die greulichsten Unmenschlichkeiten Schuld geben mußten. Oder es nahmen die Richter selbst die Miene des Mitleids und der Güte an, trösteten die Unglücklichen, versicherten, daß man nur ihr Bestes beabsichtige und daß ein aufrichtiges Bekenntniß ihnen die Freiheit verschaffen werde. Bekannten sie, so hatten sie sich selber das Urtheil gesprochen. Leugneten sie aber gegen die Aussage von Zeugen die ihnen gemachte Beschuldigung, so wurden sie doch als Ueberwiesene verdammt. Der Angeklagte, der durch Bekenntniß und Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören und geloben, sich allen Büßungen zu unterwerfen, die man ihm auflegen werde. Einziehung seiner Güter, wiederholte Geißelung bei lebenslänglicher Einkerkerung waren die gelinderen Strafen, die der Reuige zu erdulden hatte. Außerdem wurde er mit seinen Kindern und Enkeln für ehrlos erklärt. Eine ge-

wöhnliche Strafe für Ueberwiesene war es, den San benito (ein safranfarbiges Bußkleid, mit einem Kreuz auf Brust und Stirn und mit Teufelslarven und Fratzen bemalt) zu tragen. War ein Angeklagter so glücklich zu entfliehen, ehe er eingezogen wurde, so ward gegen ihn wie gegen einen verstockten Ketzer verfahren. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn angeheftet, und blieb er aus, so ward er der weltlichen Obrigkeit übergeben, die ihn im Bildniß verbrannte und seine Güter einzog. Wenn Verstorbene — oft erst nach Jahrzehnden — verurtheilt wurden, so blieben zwar die Kinder im Besitz der geerbten Güter, aber sie wurden ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher Aemter.

In keinem Lande gewannen diese Glaubensgerichte eine so unumschränkte Herrschaft als in Spanien. Zwar wurden sie auch in Portugal eingeführt und von dort nach Ostindien (Goa) verpflanzt; auch fanden sie in Italien, Frankreich und Deutschland vielen Beifall, allein mit Ausnahme des letzteren Landes, schlugen sie doch entweder nirgends recht feste und tiefe Wurzeln, oder sie blieben unter der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt, wie in Venedig, so wie sie denn auch in unsrem Vaterlande vornehmlich nur gegen Zauberer und Hexen in die Schranken traten und also einen einseitigen Charakter hatten. Dagegen überwachten sie in Spanien eine jede Lebensäußerung und Richtung mit tödtendem Argusblick und tyrannischer Gefühllosigkeit und verschafften dadurch der Kirche eine Gewalt und Herrschaft, die jede Selbstständigkeit des Regenten vernichtete.

Bald wurde hier der Geist so verdummt und verfinstert, daß die Verbrennung der Ketzer als eine Reli-

gionshandlung — auto da fe — und als eins der herrlichsten Schauspiele galt, welchem Könige mit frohem und heiligem Eifer beiwohnten. In ihr sah der finstere, Gott lästernde fromme Wahn ein Zeugniß des Glaubenseifers und meinte, Gott damit einen Dienst zu erweisen. O, wie weit hatte man sich doch in jenen Jahrhunderten der Barbarei von dem Geist des Evangeliums entfernt, der nur einen solchen Glauben fordert, welcher in der Liebe thätig ist!

Ein solches feierliches Schauspiel ward in der Regel an einem Sonntag in der Sommer- oder Herbstzeit gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der Glocke der Kathedrale die Gläubigen zu dem empörenden Schauspiel. Selbst die Vornehmsten drängten sich dazu, ihre Dienste als Begleiter der Verurtheilten anzubieten. Barfuß, im gelben Bußgewande und eine spitze Mütze auf dem Kopfe, erschienen die dem Feuertodte Verfallenen. Die Dominikaner mit der Fahne der Inquisition, eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, denen nur Buße auferlegt war und hinter dem Kreuze, das ihnen nachgetragen wurde, folgten die Verurtheilten. Die Bildnisse der Entflohenen und die Gebeine verurtheilter Todten, die noch im Grabe keine Ruhe fanden, erschienen ebenfalls in schwarzen, mit Sinnbildern der Hölle bemalten Särgen liegend, in dem scheußlichen Zuge, welchen Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen ging es zur Kirche, wo, nach einer feierlichen Predigt, die sich auf die Feier des Tages bezog, das Urtheil verkündigt ward. Die Verurtheilten standen während deß, mit einer ausgelöschten Kerze in der Hand, vor einem Kruzifix. Hierauf gab ihnen ein Diener der Inquisition mit

der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß sie von jetzt an der weltlichen Obrigkeit überliefert seien. Diese bemächtigte sich ihrer sofort, legte sie in Ketten und befahl ihre Abführung zum Richtplatz. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wolle, den katholischen nannte, wurde auf dem Scheiterhaufen aus Gnaden erdrosselt, sonst aber lebendig zu Asche verbrannt.

Im Jahr 1680 wurde in Madrit das letzte, große und feierliche auto da fe gehalten. Es diente zugleich zur Verherrlichung der Vermählung Carls II., dieses Pfeilers des Glaubens, wie ihn die Kirche nannte. Diesem Könige war es Genuß, sein christliches Auge an der Hinrichtung unglücklicher Schlachtopfer des wahnsinnigen Fanatismus zu weiden. Einen Monat vorher setzten die Beamten des unheiligen Gerichtes auf dem großen Platze zu Madrit unter Trompeten- und Paukenschall die zahlreiche Volksmenge von dem feierlichen Vorhaben in Kenntniß und luden Stadt und Umgegend dazu ein. Da die Bewohner seit vielen Jahren dieses Schauspiel hatten entbehren müssen, so wurden zu einer recht glänzenden Feier die möglichsten Zurüstungen gemacht. Zu dem Ende ward auf jenem Platze eine 50 Fuß lange Bühne errichtet, die mit einem für den König bestimmten Balkon endigte. An ihn schloß sich zur Rechten ein Amphitheater, von 25 bis 30 Stufen für den Rath der Inquisition, wie für die übrigen hohen Staatsbeamten bestimmt. Unter einem Thronhimmel stand der Sessel des Großinquisitors. Zur Linken jenes Balkons erhob sich ein zweites Amphitheater, worauf die Delinquenten zur Schau ausgestellt werden sollten, jedoch in Käfichten, welche oben offen waren. Auch war in der Nähe ein Altar errichtet. Auf dem

Balkon selbst war Raum für die königliche Familie und deren Kavaliere und Damen. Für die fremden Gesandten und die übrigen Hofbedienten waren besondere Balkone, für das Volk einfache Gerüste errichtet.

Am 29. Junius fing das Fest mit einer Procession an, welche sich in folgender Ordnung aus der Marienkirche bewegte. Den Zug eröffneten 100 mit Piken und Musketen bewaffnete Kohlenbrenner und genossen diese Ehre darum, weil sie das Holz zum Scheiterhaufen herbeizuschaffen hatten. Ihnen folgten die Dominikaner unter Vortragung des weißen Kreuzes. An sie schloß sich der Herzog von Medina Celi an, der nach einem alten Erbrecht seiner Familie die rothe damastene Fahne der Inquisition trug, welche außerdem noch mit einem Lorbeerkranz und dem Wappen Spaniens geschmückt war. Hinter ihm wurde ein grünes, schwarz umflortes Kreuz getragen. Nun kamen die Großen des Reiches und die Diener der Inquisition in ihren, mit weißen und schwarzen Kreuzen gezierten Mänteln. 50 Hellebardiere, als Leibwache des Gerichts, beschlossen den Zug, der sich nach dem großen Platze hinbewegte und hier die Standarte und das grüne Kreuz auf der Bühne aufstellte. Die Dominikaner-Mönche brachten dort einen großen Theil der Nacht mit Psalmensingen zu und von Anbruch des Tages an lasen sie Stunden lang am Altare Messen.

An diesem Tage, den 30. Junius, erschien früh um 7 Uhr die königliche Familie auf dem Balkon und zugleich strömten die Massen des Volkes, zum Theil aus fernen Gegenden herbeigelockt, als Zuschauer herbei. Eine Stunde später näherte sich der Zug, wie Tages zuvor, dem Balkon und stellte sich zur Linken des Königs auf

Zur Rechten stand seine Leibgarde und hinter ihr kamen 30 Personen, welche Figuren aus Pappe in Lebensgröße trugen. Diese Puppen stellten theils die Armen vor, welche unter der Folter ihr Leben ausgehaucht hatten und deren Leichname man in Kasten, welche mit Flammen bemalt waren, hinterher trug, theils die Glücklichen, die sich durch die Flucht dem Feuertode entzogen hatten und nun in contumaciam verurtheilt waren, damit der Gerechtigkeit ein Genüge geleistet werde. Nun erschienen 12 Delinquenten, Männer und Weiber, mit Stricken um den Hals, Pechfackeln in den Händen und einer 3 Fuß hohen Mütze aus Pappe, mit den Bildern ihrer Verbrechen. Diesen folgten 50 andere Verurtheilte, gleichfalls mit Fackeln in den Händen und in den San benito gehüllt. Es waren Juden, die man aufgestöbert hatte, Büßende, die auf einige Jahre Gefängniß oder zum Tragen des San benito verurtheilt waren. Auf diese kamen 20 Juden, die als hartnäckige und verstockte Sünder dem Feuertode übergeben werden sollten. Diejenigen, die jetzt noch Reue zeigten, sollten vorher erdrosselt werden, die verstockt Bleibenden lebendig den Scheiterhaufen besteigen. Alle trugen Bußkleider, mit Teufeln und Fratzen bemalt. Fünfe der Verstocktesten hatten Knebel im Munde, um verhindert zu werden, Gotteslästerungen auszustoßen. Dagegen wurden sie von einigen Mönchen begleitet, die durch ihre kreischenden Stimmen, womit sie sie ermahnten und trösteten, die Unglücklichen gleichsam betäubten.

In dieser Ordnung mußten die Verurtheilten unter dem Balkon des Königs hinziehen und während sich sämmtliche Zuschauer ordneten, wurden sie auf eine der Bühnen zur Schau ausgestellt. Nach Beendigung einer

feierlichen Messe begab sich der Großinquisitor nach dem königlichen Balkon, begleitet von einigen Dienern, die ein Kruzifix, die Bibel und ein anderes Buch trugen, das den feierlichen Eid enthielt, durch den die Könige von Spanien sich verpflichteten, die römisch-katholische Religion zu beschützen und alle Ketzereien in ihrem Reiche auszurotten. Mit entblößtem Haupte legte der König diesen Eid ab. Einen ähnlichen leisteten alsdann die Räthe und nun bestieg ein Dominikaner die Kanzel und hielt eine salbungsreiche Predigt gegen die Ketzer und zur Verherrlichung der Glaubensgerichte. Endlich gegen Mittag war man so weit, den zum Tode Verdammten ihr Urtheil vorzulesen und sie in die oben erwähnten Käfichte zu schließen. Darüber vergingen wieder mehrere Stunden und erst gegen Abend konnte der Großinquisitor mit Ertheilung der Absolution an die reuigen Sünder das ganze unheilige Gaukelspiel beschließen.

Nun erst begab sich der König hinweg, nachdem er mit eiserner Standhaftigkeit den ganzen Tag in der Sonnengluth ausgehalten hatte, ohne irgend etwas zu genießen. Die Verurtheilten wurden auf Eseln zum Thor hinausgeführt und nach Mitternacht hingerichtet, die Verstockten wurden lebendig verbrannt, die Bußfertigen durch eine Schlinge erdrosselt und alsdann in die Gluth geworfen. Die zum Staubbesen Verurtheilten wurden Tages darauf auf Eseln durch die Straßen geführt und an allen Ecken und auf den freien Plätzen mit Ruthen gestäupt.

So erzog im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts die Kirche Christi ihre Glieder. So reinigte sie sich von dem Aussatz der Ketzerei und des Wahnes, so verfuhr sie gegen Ungläubige, so wie auch gegen Zauberer und

Hexen, die der finstere Aberglaube überall witterte und die erst spät das Licht der Aufklärung in ihrer Nichtigkeit enthüllte. Entfernt von dem Sinn weiser Liebe und Duldung, den das Evangelium seinen Bekennern zur Pflicht macht, erfüllte die entartete Kirche des Herrn Weissagung: „wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst damit.“ Zu seiner Ehre brannten Jahrhunderte lang in allen Ländern der Christenheit die den Glauben reinigenden Scheiterhaufen und in die Lobgesänge der Fanatiker mischte sich der Fluch von Millionen. —

In Spanien erhielt sich diese Finsterniß am längsten. Noch im J. 1780 mußte ein Weib zu Sevilla, der Zauberei angeklagt und durch die Qualen der Folter derselben überwiesen, den Scheiterhaufen besteigen. Bei aller zunehmenden Milde des Gerichts blieb doch der verderbliche Geist der Anstalt selbst, der das spanische Volk mehr als alles Andere verdummte, die edelsten Geisteskräfte niederdrückte, den regen Kunstfleiß des Landes lähmte und die Fortschritte zu reinerer und wahrer Menschenbildung noch immer aufgehalten hat. Nichts vermochte dagegen das Licht der Aufklärung, das in spärlichen Strahlen auch nach Spanien gedrungen war. Manche von denen, welche gegen dies lichtscheue, grausame und blutdurstige Gericht in die Schranken traten, mußten ihre Kühnheit theuer bezahlen und wurden ein Opfer pfäffischer Ränke. Zwar hob Napoleon, als er Spanien erobert hatte, dies furchtbare Gericht auf, allein König Ferdinand VII. stellte es im J. 1814 wieder her und die neu erwählte Inquisition arbeitete im Geist früherer Jahrhunderte und viel würdige Männer, selbst aus den höch-

sten Ständen, die ihrem Vaterlande mit Aufopferung gedient hatten, wurden in die schauerlichen Kerker der Inquisition geworfen, wo sie unter den Qualen der Folter ihr Leben aushauchten.

Erst 1820, als Spanien eine abermalige Staatsumwälzung erlitt, wurden die Fesseln schuldloser Gefangener gebrochen und das Inquisitionsgericht hoffentlich für immer zum Heil der Welt und zur Ehre der Christenheit aufgehoben. Seit dem geht das unglückliche Land unter fortwährenden schmerzlichen Geburtswehen einem besseren Zustand der Dinge entgegen und wird sich ebenfalls mit Gottes Hülfe zu der Freiheit emporringen, die überall das Licht der Wahrheit gewährt.

Die Seeschlacht bei Lepanto.

(Den 7. Octbr. 1571.)

Beherzt und muthig segelt Der,
Der sich dem Herrn ergeben,
Voll Zuversicht auf wildem Meer,
Im Tod noch voller Leben.

Froh schauen wir den Heldenmuth
Der Kämpfer für den Glauben,
Und fühlen's, wer für ihn sein Blut
Vergieß', dem könne Feindeswuth,
Ja selbst der Tod nichts rauben.

Die Türken, seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im Besitz Constantinopels und des alten griechischen Kaiserthums, verfolgten unter allen ihren Beherrschern beharrlich nur ein Ziel: Ausbreitung ihrer Macht und der Lehre Muhameds; jedoch unter Keinem mit solchem Erfolg, als unter Sultan Soliman, dem man nicht den Namen des Großen versagen kann, wenn Kühnheit der Entwürfe, Beharrlichkeit, unerschütterliche Willenskraft, Schärfe des Verstandes, weise Benutzung der zu Gebote stehenden Hülfsmittel und strenge Gerechtigkeitsliebe zu den ungewöhnlichen Regententugenden gehören. Dieser Fürst, der einzige Sohn Selims I., wurde im J. 1520 zum Sultan ausgerufen. Schon in früher Jugend in alle Geheimnisse der Staatskunst eingeweiht, gewann sein

Geist eine Reife, Stärke und Selbstständigkeit, die ihn in die Reihe der größten Monarchen stellt. Kaum zur Regierung gelangt, ward ihm auch schon Gelegenheit, seine Größe zu entfalten, indem er die Rebellen in Syrien und Aegypten züchtigte und die Ruhe herstellte. So im Süden festgegründet, beschloß er, die christlichen Reiche Europa's anzugreifen und Muhamed's Lehre mit Feuer und Schwerdt über den ganzen Welttheil zu verbreiten. Doch er fand würdige Gegner; auf den Inseln Rhodos und Malta, die Johanniterritter, einst das Schrecken der Ungläubigen; in Ungarn König Ludwig, dem die blutige Schlacht bei Mohacz Krone und Leben kostete und späterhin vor Szegeth den Heldengrafen Zriny, der unsterblich so im Liede wie in den Jahrbüchern der Geschichte lebt. Doch war es hier, wo er auch den Gewaltigsten aller Gegner fand, — den Tod, der den starken, ungeheuren Willen des Greises wie einen dürren Halm zerbrach (im J. 1566).

Zwar hatte sein Nachfolger Selim II. nicht des Vaters Größe geerbt, allein er behauptete wenigstens den Ruhm seiner Waffen durch Eroberung der Insel Cypern (1571). Diese Insel, früher der Familie Lusignan zugehörig (die von König Richard Löwenherz von England während der Kreuzzüge damit belehnt worden war), war seit ungefähr einem Jahrhundert in den Händen der Republik Venedig, die sie nach dem Tode des letzten Grafen von Lusignan, der mit der edlen Venetianerin Catharina Cornaro vermählt gewesen, als nächste Erbin desselben, an sich gerissen hatte. Ungern unterwarfen sich die der griechischen Kirche zugethanen Einwohner der stolzen und habsüchtigen Republik und eben hierauf rechnete Selim,

als er sich rüstete, die Insel den Venetianern, unter dem nichtigen Vorwande, daß sie zu Aegypten gehöre, zu entreißen. Eine mächtige Flotte setzte das Heer an's Land, mit dem der Pascha Mustapha die Insel erobern sollte. In wenig Tagen überschwemmte er das flache Land und gewann die Einwohner durch Güte und Milde für sich. Allein um so muthigeren Widerstand leisteten die beiden Städte Nicosia und Famagusta, beide von den Venetianern stark befestigt. Früher als diese wurde jene mit Sturm erobert und 25000 Menschen jedes Alters und Geschlechts, theils niedergemetzelt, theils in die Sklaverei geschleppt. Jedoch an den Wällen Famagustas schien Mustaphas Macht zu scheitern. Mit beispielloser Tapferkeit und Ausdauer, von Tage zu Tage Entsatz hoffend, vertheidigte sich hier der Venetianer Bragadino. Nichts vermochte den Helden zu erschüttern; nicht der Fall Nicosia's, nicht das ihm übersandte blutige Haupt ihres Befehlshabers, des edlen Dandolo, nicht der steigende Mangel in der Festung, nicht das übermächtige Heer, das rings um sie sich ausdehnte, selbst nicht die Breschen in der Mauer, die durch Minen zersprengt wurde. Sein erfinderischer Geist wußte neue Schutzwehren aufzuführen, sein freudiger Muth sich jedem Krieger, ja auch Frauen und Kindern mitzutheilen, die sich voll Begeisterung unter die Streiter mischten, sein Heldenmuth alle Stürme abzuschlagen. Täglich hoffte er die Wimpel von Venedigs Schiffen auftauchen zu sehen; allein die christliche Flotte, aus den Galeeren verschiedener Seemächte bestehend, hatte im Herbst vorher die Zeit mit elenden, inneren Zwisten verloren und sich endlich in befreundete Häfen zurückgezogen. Als aber im Frühling des folgenden Jahres die

Gefahr für Famagusta immer höher stieg, fand Venedig nirgends Hülfe. Der deutsche Kaiser Maximilian II. schützte einen Waffenstillstand mit den Türken vor, der König von Frankreich Carl IX., innere Unruhen und Zerrüttungen; Sigismund, König von Polen, sein hohes Alter, der Regent von Portugal des Königs Sebastians zarte Jugend und nur Philipp von Spanien, der gehorsame und gläubige Sohn der Kirche, gab den flehentlichen Bitten des Papstes Gehör und verhieß kräftige Hülfe. Allein sie zögerte und das Einzige, was Venedig für die geängstigte Stadt thun konnte, war, eine Verstärkung von 1500 Mann durch List hinein zu schaffen. Ihre Seemacht mußte eine müssige Zuschauerin des entsetzlichen Looses abgeben, das den Belagerten bevorstand. Als nämlich nirgends Hoffnung des Entsatzes sich zeigte, nahm Bragadino, nachdem die Belagerung der Stadt 11 Monate gedauert hatte, die Bedingungen der Feinde an, welche Sicherheit des Lebens und Eigenthums versprachen, und übergab ihnen am 1. August 1571 die rauchenden Ruinen. Doch der türkische Heerführer Mustapha, dem weder der Heldenmuth noch das Unglück der Belagerten, noch die Verbindlichkeit der Verträge heilig war, hielt nicht, was er den Ungläubigen gelobt hatte. Ein furchtbares Gemetzel unter den wehrlosen Bürgern, Frauen und Kindern, die vergebens um ihr Leben flehten, sättigte den Blutdurstigen nicht, so lange Bragadino ihm noch nicht als Opfer gefallen war. Für ihn waren die schauderhaftesten Qualen ersonnen. Mit abgeschnittenen Ohren und verstümmelter Nase führte man ihn im Triumph durch die Stadt, den Schauplatz seiner Heldenthaten; dann aber ward er an einem Schandpfahl lebendig ge-

schunden, seine Haut mit Stroh ausgestopft und an die Segelstange des türkischen Admiralschiffes gehängt. Mit dieser grauenvollen Trophäe kehrte die Flotte nach Constantinopel zurück, das sie mit glänzendem Gepränge empfing. Der üppige Sultan, entzückt, das Vaterland des feurigen Rebenblutes erobert zu haben, das sein Lieblingsgetränk war, vergaß darüber, daß dafür 60,000 seiner eigenen Krieger und mehr als 100,000 Christen ihr Blut hatten vergießen müssen.

Diese Greuel indeß, denen nur die in unsren Tagen gegen die Insel Chios*) verübten Schandthaten gleichkommen, schienen doch endlich die Herzen der christlichen Monarchen tief ergriffen zu haben, sowie sie ganz Europa mit Abscheu und Entsetzen erfüllten. Jene unselige Eifersucht, die jede kräftige That verhindernd, sich nur des Schadens Anderer freut, und argwöhnisch und bethört nur das Eigene hütet; jene verderbliche und sündliche Staatsklugheit, die nie Recht und Unrecht, sondern nur das eigene Wohl und Wehe selbstsüchtig auf eine kleinliche Waage legt; jenes verdammliche Streben, überall im Trüben zu fischen und fremde Güter mühelos an sich zu reißen, um die Quellen des Reichthums zu vergrößern — wich endlich der Schamröthe über das bisher müssige Zuschauen so frecher Verhöhnung alles Rechtes und über die damit der ganzen Christenheit zugefügte Schmach und Schande. Europa frohlockte, als seine Seemächte es sich nun heilig gelobten, treu an einander zu halten und nicht eher das Schwerdt in die Scheide zu

*) Im Jahr 1821 verwüsteten die Türken die Insel Chios auf das Grauenhafteste. Mehr als 90,000 Einwohner kamen dabei ums Leben.

stecken, bis sie an dem entmenschten Feinde die blutigste Rache genommen. Namentlich verbanden sich Spanien, Genua, Venedig und Neapel (unter denen der erstere Staat damals die bedeutendste Seemacht hatte) auf das Engste. Doch auch der Pabst schloß sich an sie an und nicht bloß Paniere und Waffen weihend und segnend, sondern auch thätig wirkend. Auch Toskana stellte Schiffe und Truppen und ebenfalls das damals so berühmte Pisa; nicht minder rüstete der Maltheser Orden einige Galeeren aus.

Vor allen Dingen aber kam es darauf an, diese verschiedenen Völker zu einem Ganzen zu vereinigen, um allen den niedrigen Leidenschaften, dem Neide und der Eifersucht vorzubeugen, die überall da zum Ausbruch kommen, wo die Furcht sich einnistet, einem Nebenbuhler weichen zu müssen, der keine Auszeichnung verdiene. Man mußte folglich diesem vielgegliederten Körper ein Haupt geben und mit ihm Einheit des Willens. An die Spitze des Christenheeres mußte ein Name gestellt werden, der durch seinen Klang die Sprache des Neides verstummen ließ. Die Wahl eines solchen, den Wünschen Aller entsprechenden Helden konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Sie traf Johann v. Oesterreich bekannter unter dem Namen: Don Juan d'Austria; derselbe, der nachmals den Kampf mit den Niederlanden, als Statthalter derselben, widerstrebend fortsetzte und in ein frühes Grab sank. Er war der Sohn Carls V., des gewaltigen Kaisers und Königs, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging;*) er war der Halbbruder Philipps von Spanien,

---

*) Etwa 1545 oder 46 zu Regensburg geboren. Der Sage

des durch seine eiserne Willenskraft und noch mehr durch die Schätze Indiens mächtigsten Regenten seiner Zeit, und er selbst der Heldenjüngling hatte sich im Kriege gegen die rebellischen Morisken, die getauften aber ungläubigen Nachkommen der alten Mauren in Spanien, seiner hohen Geburt würdig bewiesen und, kaum den Knabenjahren entwachsen, um seine Schläfe den Lorbeer gewunden. Heldensinn und ritterliche Kühnheit paarten sich bei ihm mit Adel und Schönheit der Gestalt und sein Geist war den Jahren weit vorangeeilt.

Diesem Jüngling, der damals ungefähr 25 Jahr alt war, wurde der Oberbefehl über die verbündete Flotte übertragen. Auf ihn richteten sich jetzt die Augen der Christen vertrauensvoll und selbst sein Name „Johannes" diente dazu, die Herzen mit gläubiger Zuversicht zu erfüllen; denn man wandte die Worte der Schrift: „und es war ein Mann von Gott gesandt, deß Name war Johannes," auf ihn an, wie 100 Jahre später auf den Polenkönig Sobiesky, als derselbe nach Besiegung der Türken in das durch ihn gerettete Wien einzog (1683).

Es war im Sommer 1571, als die Flotte der Verbündeten die Segel aufzog. Zu der spanischen Armada, die im Junius von Barcellona absegelte und aus 40 Galeeren und vielen kleineren Fahrzeugen bestand, mit dem vornehmsten Adel des Landes bemannt, gesellte sich

nach war seine Mutter ein Mädchen aus niederem Stande, Barbara Blomberg. Er wurde in Spanien erzogen, gleichzeitig mit Philipps Sohn Don Carlos und dem Prinzen Alexander Farnese. Er starb im 33. Jahre, nicht ohne den Verdacht, von Philipp vergiftet worden zu sein.

die genuesische, unter Johann Andreas Doria, einem nahen Verwandten des berühmten Dogen und Seehelden. Beide segelten nun nach Messina, wo der Gesandte des Pabstes mit dem Segen desselben, dem jungen Prinzen den geweihten Feldherrnstab überreichte. Hier vereinigten sich denn auch Venedigs und Neapels Schiffe mit der Flotte, welche jetzt aus mehr als 200 Galeeren und ungezählten kleineren Fahrzeugen und Lastschiffen bestand. Unter jenen zeichneten sich besonders 6 für die damalige Zeit kolossale Kriegsschiffe aus, Gallionen genannt. Sie führten 300 Ruderbänke und waren auf den Lagunen Venedigs erbaut worden. Diese unter allen Flotten, die bis dahin je das Meer getragen hatte, die gewaltigste, war mit ungefähr 30,000 Kriegern bemannt. Unter ihnen leuchteten mehrere Fürsten und Grafen, die sich als Freiwillige diesem Kreuz- und Ritterzuge anschlossen, hervor; z. B. Alexander Farnese, Prinz von Parma, der Sohn der Margarethe von Parma, der Schwester Carls V., in der Folge Spaniens so berühmter Feldherr in den Niederlanden, der hier mit einen zahlreichen und glänzenden Gefolge erschien, um die ersten Proben seiner Tapferkeit abzulegen; so der Prinz Paul Ursini, der Marchese von Requesenz, Maltheserritter auf den Schiffen seines Ordens, späterhin Philipps Statthalter in den Niederlanden. Auch hatte sich auf Befehl des sorgsamen Pabstes eine große Anzahl von Mönchen mit eingeschifft, damit es den Schwachen nicht an ermuthigendem Zuspruch, den Sterbenden nicht an dem Trost des Sakramentes fehle. So mit Allem reichlich versorgt und versehen, dessen ein Heer bedarf, lichtete die Flotte die An-

ker, um sich durch eine rasche Entscheidung die laut geforderte blutige Genugthuung zu verschaffen.

Allein auch die Türken waren bei der Kunde von den gewaltigen Rüstungen der christlichen Mächte, nicht unthätig gewesen. Die zerstreuten Kräfte wurden gesammelt, das starke Geschwader des verbündeten Algier, unter dem kühnen Renegaten Ullus-Ali herbeigezogen und nach türkischer Weise die Feindseligkeiten mit Verwüstung der Inseln des Archipelagus und der Küste Dalmatiens, das den Venetianern gehörte, begonnen. Doch Selim, von der Trägheit, Eifersucht und Uneinigkeit der christlichen Mächte zu sehr überzeugt, um von ihnen noch im Laufe des Sommers einen Angriff zu fürchten, ließ bald darauf einen Theil der Flotte nach der Küste Afrika's segeln. Wurde denn auch diese dadurch gedeckt, so ward doch die Flotte selbst geschwächt und kam nun, hinsichtlich der Zahl der Schiffe, wie der Mannschaft, die sie trugen, ungefähr der christlichen gleich. Allein ruhig und sorglos lag sie im Hafen Lepanto's vor Anker, während bereits die christliche Flotte, mit vollen Segeln die Südspitze Italiens umschiffend, sich der Insel Corfu und jenem Vorgebirge Actium näherte, das durch Octavians Seesieg über seinen Nebenbuhler Antonius berühmt geworden ist. Das jonische Meer bildet östlich zwischen der Küste Albaniens und der Halbinsel Morea, den Meerbusen von Lepanto; westlich begränzen die Inseln Ithaka und Cephalonia diesen Bezirk und lassen nur zwei enge Durchgänge übrig; den einen zwischen Ithaka und der albanischen Küste, den andern zwischen Cephalonia und der Küste Morea's. In der Mitte des Beckens ragen drei

Klippen hervor, die sonst den Namen der achinadischen Inseln führten. Die christliche Flotte kam in der Richtung von Norden nach Süden, längs der albanischen Küste heran und zog zwischen den Klippen und dem festen Lande hindurch und zwar in der Ordnung, daß eine Abtheilung von 8 Galeeren, unter dem sizilischen Admiral Johann Cardone, die Bewegungen eröffnete, welcher dann die Vorhut von 50 Galeeren unter Doria folgten. In einiger Entfernung von dem Haupttreffen befanden sich die 6 Gallionen der Venetianer, welche Duodo führte; dann folgte das Haupttreffen, aus 63 Galeeren bestehend, zur Linken eine Abtheilung von 50 Galeeren, unter dem Venetianer Barbarigo und den ganzen Zug schloß der Markgraf von St. Croix, der Admiral der Neapolitaner.

Jetzt waren nun allerdings den Türken die Augen geöffnet. So weit diese reichten, sah man am Morgen des 7. Octbr. das Meer mit feindlichen Schiffen bedeckt. Doch rasch und brennend vor Ungeduld sich mit ihnen zu messen, führte der Kapudan Pascha, der Türken Großadmiral, die Flotte aus dem Hafen und stellte sie in Schlachtordnung auf, die auch diesmal die Gestalt des Halbmondes bildete, den Türken von jeher ein eben so heiliges Sinnbild, wie den Christen das Kreuz. Don Juan stellte seine Flotte dagegen in 3 Hauptabtheilungen auf, die so weit von einander getrennt waren, daß sie jede freie Bewegung verstatteten und doch so nahe, daß sie einander zu Hülfe kommen konnten. Den linken Flügel an der griechischen Küste, befehligte der tapfere und erfahrene Barbarigo; ihm gegenüber stand Mahomed Siloko, Pascha von Negroponte; den rechten Flügel der Christen,

seitwärts von der Insel Cephalonia nahmen die Genueser unter Doria ein und ihm gegenüber hielt der gefürchtete und unternehmendste Seemann seiner Zeit, Ullus Ali, Dey von Algier mit gleichen Streitkräften. Die Mitte der Flotte füllten auf der einen Seite die Schiffe Spaniens und der übrigen Verbündeten unter Don Juan, Colonna und Justiniani, mit der Blüthe der Ritterschaft, auf der andern 150 Galeeren unter dem Kapudan Pascha. Die 6 Gallionen deckten den Mittelpunkt, während die leichten Galeeren Malta's und Sicilien's auf beiden Seiten kreuzten, um rasch die Früchte des Sieges zu fassen und den fliehenden Fahrzeugen den Rückzug abzuschneiden. Mit Ruhe und Ordnung wurden alle Bewegungen ausgeführt und ein freudiger Muth leuchtete aus den Augen der Führer, wie des gemeinsten Kriegers. Es galt ja die Ehre der Christenheit; es galt ja, sich blutige Genugthuung für alle die Greulthaten zu verschaffen, die das rohe und entmenschte Türkenvolk an den Christen in Cypern, Griechenland und Ungarn verübt hatte. Es bedurfte daher kaum noch der besondern Ermuthigung. Indessen unterließ Don Juan nicht, die Krieger für die gute Sache anzufeuern, indem er sie an das vergossene Blut der Cyperioten, wie an die Schmach erinnerte, die ihrer warte, wenn sie als feige Flüchtlinge zurückkehrten; an die Ketten und Bande, wenn sie dem Feinde als Gefangene in die Hände fielen, und andrerseits an die Seligkeit, die im Himmel ihrer harre, wenn sie im ruhmvollen Kampfe für ihren Glauben das Leben verlören. Er verhieß ihnen den Sieg, wenn jeder Einzelne seine Pflicht erfülle und sich seinem gerechten Zorn überlasse, verhieß aber auch jedem Feigen und Ehrvergessenen die

Strafe des Stranges. Ein froher lauter Jubel war die Antwort seiner Krieger, welche in dem kräftigen, blühenden Kaisersohne allein schon die Bürgschaft ihres Sieges sahen.

Jetzt näherten sich die beiden Flotten und begrüßten sich mit einer Lage aus dem schweren Geschütz, das besonders von den 6 Gallionen her unter den Türken große Verwüstungen anrichtete. Doch kampflustig läßt Don Juan die geweihte Flagge des Kreuzes am Bord seines Schiffes aufpflanzen. Das Erscheinen dieses heiligen Sinnbildes der Religion ist für die Christen die Lösung zum allgemeinen Angriff. Donnerndes, betäubendes Schlachtgeschrei steigt von allen Schiffen auf und die Türken beantworten es in tausendfachem Widerhall. Die letzten Regungen sanfter Gefühle, der Güte und des Mitleids erstickt es und weckt dagegen in der Tiefe der Brust den glühenden Haß und die Rache, den Ehrgeiz und Blutdurst, Furien, die, wenn sie einmal erwacht sind, den Menschen willenlos mit sich fortreißen und auch edlere Naturen zu ihren Sklaven machen.

Mit jugendlichem kühnen Muth greift Don Juan mit seiner Galeere das feindliche Admiralschiff an; in seiner Nähe kämpft Antonio Colonna, einer der größten Männer auf dem römischen, der Herzog von Urbino auf dem sardinischen und etwas entfernter Alexander Farnese auf dem genuesischen Admiralschiff. Die ganze Linie folgt ungestüm dieser Bewegung und in wenig Augenblicken sind mehr als 500 große und kleine Schiffe im wüthendsten Kampf begriffen, der nur mit der Vernichtung des Gegners endigen kann. Ohne sich mit den verheerenden Wirkungen des schweren Geschützes zu begnügen, das den

Einzelnen zu einer peinlichen Unthätigkeit verdammt und dabei dem Zufall zu viel verstattet; ohne die Zeit mit künstlichen Wendungen der Schiffe zu verlieren, die in unsern Zeiten in der Regel von Entscheidung sind, blieben die Krieger ihrer Zeit getreu und betrachteten ihre Fahrzeuge blos als das Mittel, sich den feindlichen Schiffen zu nähern, sie zu besteigen und im Schwerdtkampf den Sieg zu erringen. Mit Blitzesschnelle sitzen daher die Schiffe an einander fest und mit tödtlicher Wuth stürzen die dem Tode Geweihten auf einander los, Sieg begehrend und auf ihren eigenen Untergang gefaßt. So wird denn jedes Schiff für sich der Schauplatz eines furchtbaren Gemetzels, wobei jede Ordnung aufhört, woran jeder berechnete Plan scheitert; in welchem die Stimme der Führer verhallt, wie das Geächze der Sterbenden. Hellebarden, Schwerdter und Speere blitzen und sausen, ihre Opfer suchend, durch die Luft und in wenig Minuten ist das Meer rings vom Blute der Erschlagenen geröthet und mit Leichen bedeckt, welche der Tod aus der Grabestiefe, wohin er sonst so gern seine Beute birgt, herauf an das Licht des Tages zieht. Ungewiß wankt das Loos der Schlacht hiehin und dorthin und die schleichenden Stunden legen sich immer gefräßiger an die Menschenbrust, die verblutend ihnen zum Raube wird.

Zwar zeigte sich schon in der ersten Stunde der Himmel dem Christenheer günstig, denn der Wind, bisher allen Bewegungen der türkischen Flotte gewogen, sprang plötzlich um, und erschwerte nicht blos dieselben von dem Augenblick an, sondern trieb auch den Türken Wolken von Dampf entgegen, während er den Christen ihr Werk erleichterte und ihren Muth erhöhte. Schon seit 2 Stun-

den leistete das türkische Admiralschiff den kräftigsten Widerstand. Mehr als einmal hatten es die Spanier zu entern versucht; ja schon hatten sie einen Theil des Verdeckes erkämpft, aber sie wurden zurückgeworfen und geriethen selbst durch mehrere herbeieilende türkische Galeeren in die größte Gefahr. Doch in diesem Augenblick eilen 2 venetianische Galeeren zu Hülfe, greifen in Verbindung mit den Spaniern, noch einmal das feindliche Admiralschiff an und diesmal gelingt es, auf ihm festen Fuß zu fassen. Eine Kugel tödtet den Kapudan Pascha. Bestürzt weichen die tapfern Janitscharen zurück, doch um so ungestümer dringen jubelnd die spanischen Veteranen vor und metzeln die Weichenden wie Schlachtvieh nieder. Jetzt finden sie des Pascha's Leichnam. Auf der Stelle wird ihm der Kopf abgeschlagen und als ermuthigendes Siegeszeichen auf eine Segelstange gesteckt. Muhameds Fahne wird gleichzeitig vom Hauptmast herabgerissen und das Panier des Kreuzes aufgepflanzt. Mit gleicher Verwegenheit entert Farnese, fortgerissen von seinem Muth, die feindliche Galeere, die ihm der Zufall in den Weg wirft und mit beiden Händen das breite Schwerdt schwingend, bahnt er, ein zweiter Achilles, den Seinen, die ihm kaum zu folgen vermögen, den Weg zum Siege.

Während so im Mittelpunkt des Treffens eine feindliche Galeere nach der andern in den Grund gebohrt wird, die Feigen sich in die Schaluppen stürzen, um dem Gemetzel zu entrinnen und die Widerstehenden schonungslos niedergewürgt werden; während hier der Engel der Rache die auf Cypern verübten Greuel in reichem Maße vergilt und das Entsetzen und die Verwirrung dadurch noch vermehrt werden, daß die an die Ruderbänke geschmiedeten

Christensklaven den günstigen Augenblick ergreifen, ihre Ketten sprengen und mit den gewichtigen Rudern sich auf ihre Peiniger stürzen — wüthet die Schlacht nicht minder auf dem linken Flügel der Christen, wo die Venetianer, unter Barbarigo kämpften. Gleich anfangs war es den Türken geglückt, die Seite derselben zu umgehen. Barbarigo's Galeere, zu weit sich vorwagend, wurde von der Uebermacht umzingelt und er selbst empfing die Todeswunde; doch bald wandte sich das Blatt. Die Venetianer bekamen Hülfe von der Nachhut; die türkischen Galeeren wurden nun selbst von dem Haupttreffen abgeschnitten, umringt und in den Grund gebohrt. Mahomet Siloko, mit Wunden bedeckt, sah seine Galeere in dem Augenblick sinken, wo sie geentert wurde und der Tod unter den Seinigen wüthete. Da zog er es vor, den Tod in den Wellen zu suchen. Doch die christlichen Matrosen fischten jubelnd ihn auf und schlugen ihm den Kopf ab, um mit der blutigen Trophäe ihre Flagge zu schmücken. In diesem Augenblick kehrten auch die leichten Fahrzeuge der Maltheser von ihrer Jagd auf die fliehenden Galeeren zurück und nahmen auch hier die schnellsegelnden flüchtigen Schaluppen in Empfang. Nur Wenigen gelang es, das Ufer zu erreichen. Die Meisten wurden umzingelt und ohne Gnade, was Türke hieß, erschlagen und über Bord geworfen.

Allein um so bedenklicher stellte sich für die Verbündeten der Kampf auf dem rechten Flügel heraus. Der Admiral Doria, der ihn befehligte, that an diesem verhängnißvollen Tage nicht seine Schuldigkeit. Die leichten feindlichen Schiffe hatten die Seinigen im Nu umflügelt, von der Hauptmacht der Verbündeten abgezogen und

schleuderten nun Tod und Verderben unter sie. Eine genuesische Galeere fing Feuer und ging mit der sämmtlichen Mannschaft zu Grunde. Die Hauptgaleere Malta's wurde genommen und obgleich sie nachher wieder erobert ward, so wurden doch mehrere Andere dafür zerschmettert und in die Luft gesprengt. Sei es, daß der Admiral für die Seemacht Genua's besorgt war, die bei einer Niederlage der Flotte leicht den Todesstoß erhalten konnte, oder daß sein von Groll und Eifersucht erfülltes Herz nur mit verbissenem Ingrimm die untergeordnete Stellung ertrug, oder bemächtigte sich seiner unwillkührlich eine Bestürzung, deren sich auch der Tapfere wohl nicht immer erwehren kann; genug, nach einem eben nicht rühmlichen Kampfe wichen seine Schiffe in wilder Unordnung zurück und auf diesem Punkt schien die Schlacht unwiederbringlich verloren zu sein.

Schon belebte sich der wilde Muth der Türken auf's Neue, allein als Ullus-Ali den Mittelpunkt derselben in der größten Verwirrung und die Küste mit flüchtigen Schaluppen bedeckt sah; als er die Unmöglichkeit erkannte, die Schlacht wieder herzustellen, entzog er sich mit großer Gewandtheit und Ordnung dem ungleichen Kampfe. Mit 30 Galeeren, dem Rest der mächtigen Türkenflotte, drang er durch die Linie der Verbündeten und gewann das hohe Meer, ohne verfolgt zu werden.

Fünf Stunden hatte das furchtbare Morden gewährt. Mit Leichen und Trümmern war rings das Meer bedeckt. Die zerschmetterten feindlichen Galeeren wurden von den fröhlichen Matrosen aufgefischt; die von der Mannschaft verlassenen dienten den Winden zum Spiel und trieben an der griechischen Küste umher. Wenige wurden gerettet.

Die Seemacht der Türken war für den Augenblick vernichtet. Starkgläubige schrieben diese große Entscheidung dem Gebete des Pabstes und der Gnade der Jungfrau Maria zu; doch ohne den Werth jenes zu bezweifeln — was hätte es ausrichten sollen, wenn nicht das Christenheer von Begeisterung für seinen Glauben erfüllt gewesen wäre? Wenn nicht jener Heldenmuth sich vorgefunden hätte, an welchem sich jeder Widerstand bricht? Wenn nicht die Führer des Heeres alle kleinlichen Regungen der Eifersucht und des Neides unterdrückt hätten? — Namentlich errangen an diesem blutigen Tage die freien Bürger Venedigs den Preis der Tapferkeit und Hingebung. Allein gerade sie hatten durch die Eroberungen der Türken am Meisten verloren und die Gräuel, welche diese auf Cypern verübt hatten, waren ihnen noch in zu frischem Andenken. Jeder von ihnen hatte entweder einen Vater oder Sohn, Bruder oder Freund zu rächen, Geliebte, die unter empörenden Qualen unter den Händen der Kannibalen ihr Leben ausgehaucht hatten. Sie thaten daher Wunder der Tapferkeit und wenn sie gleich ihren Führer, den hochherzigen Barbarigo und eine große Menge ihrer Offiziere verloren, so entflammten diese Verluste nur noch mehr ihren Muth. Einer solchen Tapferkeit hat sich von Anbeginn bis auf den heutigen Tag die Schaale des Ruhms und der Kranz des Sieges zugeneigt.

Doch theuer hatten ihn die Verbündeten erkauft. Waren auch an 30,000 Türken und unter ihnen fast alle Pascha's und Aga's durch Schwerdt und Kugel gefallen; überließen sie den Siegern auch an 200 Galeeren, reich mit Geschütz versehen und eine Menge Transportschiffe

mit Schätzen und Lebensmitteln, ja auch mit Ketten und Geißeln befrachtet, für die Gefangenen, die sie zu machen hofften; auch über 6000 Christen färbten mit ihrem Blute die See.*) Indeß, er war denn doch errungen der theure Sieg. Es war denn doch die Stunde furchtbarer Vergeltung für alle die Unthaten gekommen, welche die Barbaren in christlichen Ländern verübt hatten. Nach jahrelangem Klagegeschrei der Gemißhandelten ertönte doch wieder einmal der Jubel der Freude. Was Wunder, wenn sich in ihn der Name „Don Juan d'Austria" mischte! Wenn sein Ruhm sich durch Europa verbreitete und man voll Bewunderung auf diesen Kaisersohn sah, der in einem Alter, worin Jünglinge sonst eitlem Getändel sich hingeben, bereits an die Namen der Helden sich anschloß, die die Weltgeschichte verewigt.

Der Prinz brachte die Nacht nach dem Siege auf dem Kampfplatz zu, und sandte am andern Morgen Eilboten ab, um dem gespannten Europa die Vernichtung der türkischen Flotte zu verkündigen, entschlossen, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern das türkische Reich in seinen Grundfesten zu erschüttern. Allein so leicht dies jetzt gelingen konnte, da die Niederlage der Flotte das ganze Volk in die tiefste Bestürzung gesenkt und den gebeugten Sultan zu einem dreitägigen strengen Fasten genöthigt hatte; so sehr auch die feurigen Führer der Verbündeten an einen Angriff auf das stolze Constantinopel dachten; es scheiterte dieser Plan an dem Mißtrauen und der Kälte Philipps, welcher, eifersüchtig auf

*) Unter den Schwerverwundeten war auch der berühmte Cervantes, der durch einen Schuß die linke Hand verlor.

den Ruhm seines Stiefbruders, mehr von ihm befürchtete, als vom Sultan und es schon schwer bereuete, demselben eine so mit Ruhm geschmückte Laufbahn eröffnet zu haben. Er allein blieb daher auch in dem allgemeinen Freudenrausche, dem sich namentlich Rom und Venedig hingaben, kühl und nüchtern, Schaden und Gewinn, der von der Fortsetzung des Krieges zu fürchten und zu hoffen war, strenge prüfend und abwägend und betrachtete mit wachsender Unruhe die Siegesbahn des Jünglings, den er viel lieber mit dem Cardinalshut als mit dem Feldherrnstab geschmückt gesehen hätte.

So blutig und entscheidend daher die Schlacht bei Lepanto auch war, glanzlos war der Erfolg derselben. Nur eine köstliche Frucht schüttete der Sieg in den Schooß der Christen, eine Frucht, die den Menschenfreund mit froher Rührung erfüllt und ihn einigermaßen mit dem Gemetzel versöhnt. Noch auf dem Kampfplatz nämlich löseten die Sieger die Ketten von mehr als 12,000 Christensklaven, welche von den Türken theils wie Waarenballen in den dunklen und feuchten Schiffsräumen aufgeschichtet, theils an Ruderbänke waren geschmiedet worden. Heerführer und Soldaten vergossen Thränen der Rührung, als die Unglücklichen, gleich Gespenstern, bleich, hager und mit Lumpen bedeckt, an das Licht des Tages geführt und ihnen die Freiheit wieder gegeben wurde. Viele fanden unter diesen Bedauernswürdigen ihre schon als todt beweinten Söhne und Brüder wieder; Viele nahe Blutsverwandte und Freunde oder doch wenigstens Landsleute, die auf den Raubzügen der Türken, entweder von irgend einer Küste fortgeschleppt worden, oder im offnen Kampf auf der See den Seeräubern in die Hände

gefallen waren. Und wer auch von den Unglücklichen keine Verwandte unter den Siegern traf, fand dennoch Mitleid und Erbarmen, da Alle wetteiferten, ihnen Trost und Beistand zu gewähren. Doch so wohl es thut, dieser köstlichen Siegesbeute erwähnen zu dürfen, so wehe thut es, wenn das Auge nirgends dauernde Erfolge und Früchte dieses blutigen Tages entdeckt. Denn was konnte es bedeuten, daß Spanien aus der allgemeinen Beute ungefähr 60 Galeeren und etwa 100 Kanonen und die übrigen Verbündeten im Verhältniß eben so viel erhielten? Daß dem Admiral Colonna, bei seiner Rückkehr nach Rom, ein glänzender Triumphzug verstattet wurde, der an die Zeiten Cäsars erinnerte? Daß der entzückte Pabst Pius V., um das Gedächtniß dieser merkwürdigen Schlacht zu verewigen, den 7. October zu einem Festtag der Kirche erhob und ihn „unsrer lieben Frau vom Siege" weihete? Daß für den Augenblick den Seeräubereien der Barbaresken an der afrikanischen Küste Einhalt gethan wurde und dem Handelsgeist in der Sicherheit der Schifffahrt neue Hoffnungen grünten? Alle diese Erfolge konnten das Blut der Tausende nicht aufwiegen, die bei Lepanto ihr Leben ausgehaucht hatten. Sie waren nur — der Rache gefallen. Nach wie vor seufzte das griechische Volk unter dem Joch der Knechtschaft, von dem erst unsre Tage es erlöseten. Noch herrschte der Halbmond in den gesegnetsten Ländern der Welt, von denen einst Bildung und Cultur über den Erdball ausgegangen war und — er schien noch im Wachsen zu sein, denn schon nach wenigen Jahren hatten die Türken ihren Verlust verschmerzt und stellten von Neuem eine Macht

auf, die von dem Reichthum der Hülfsquellen zeugte, die damals noch den Sultanen zu Gebote standen.

Obgleich Spanien den Krieg mit ihnen noch einige Jahre mit abwechselndem Glücke fortsetzte, Don Juan in Tunis, auf den Trümmern Carthago's neue Siege erfocht, und sich einige Male die Gelegenheit darbot, nicht bloß das Mittelmeer von Seeräubern zu reinigen, sondern auch die Kraft der Barbaren zu brechen; die Gunst des Augenblickes wurde versäumt, da es Philipp an Vertrauen zu seinem Bruder fehlte. Dieser argwöhnische Monarch zitterte vor jedem Lorbeer, den seine Diener um ihre Schläfe wanden und sah in jeder Heldenthat derselben einen mittelbaren Angriff auf seinen Thron. Ueberdies war ihm Venedigs und Genua's Seemacht ein Dorn im Auge und darum erhielt sich die Türkei bis auf den heutigen Tag, weniger durch den Reichthum ihrer Hülfsmittel und die Tapferkeit ihrer Heere, mit einem Wort, durch ihr inneres Leben, als durch die Engherzigkeit der Politik, die kleinliche Eifersucht der christlichen Staaten, welche bethört durch eine falsche Klugheit und im Gefühl ihrer Schwäche, in jeder Niederlage eines christlichen Reiches einen Zuwachs ihrer eigenen Macht und eine neue Bürgschaft ihrer Dauer sahen.

Die deutschen Landsknechte.

Wer erlangen will Lob und Ruhm,
Der schlaf nicht in seinem Eigenthum;
Er ziehe fort in das welsche Land,
Ein frommer Landsknecht werd' er genannt,
Treu, männlich mit Herz, Hand und Mund
Und Ehren, freudig zu jeder Stund.
Denn aus der faulen Rott und Art
Nie Keiner zu einem Ritter ward.
(altes Lied)

Wem wäre der Name „Landsknecht" unbekannt? Wer erinnert sich nicht an ihn, so oft ihm rohe und ungezügelte Kraft entgegentritt? Wem schwebt er nicht vor, sobald er Menschen erblickt, die ihrer Würde sich entäußernd, in roher Sinnlichkeit das Ziel alles Lebensgenusses, in gotteslästerlichem Fluchen Kraftäußerung, in Unbesiegbarkeit beim Becher den höchsten Ruhm und in toll verwegener Kampflust Heldenkraft sehen? Wer ruft nicht, wenn ein roher Kraftmensch ihm aufstößt: „wahrlich, er flucht und säuft wie ein Landsknecht!" Dennoch aber möchte ihnen Allen der Landsknechte Entstehung, ihr glänzendes Zeitalter, ihr Ruhm, welcher Europa durchflog, und ihre wichtige Bedeutung ziemlich unbekannt und deßhalb eine kurze Schilderung dieser merkwürdigen Erscheinung in der vaterländischen Geschichte in einem Buche, das nicht bloß flüchtig unterhalten, sondern auch belehren und geistig anregen will — ganz an ihrer Stelle sein.

* *
*

So wie das 15. Jahrhundert in allen Erscheinungen des inneren Lebens, durch Huß, Copernikus und Gutenberg eine Revolution hervorbrachte, die alles Bestehende aus seinen Fugen riß: so konnte auch das äußere Leben seinem Einflusse nicht widerstehen. Europa schien aus einem langen und tiefen Schlaf erwacht zu sein und schritt mit gestärkter Kraft zum Tagewerk. Vor Allem aber regte sich im Herzen Europas, in Deutschland, mächtig der Geist. Doch so wie überall, wo die jugendliche Kraft sich neue Wege bahnt, so wurde auch hier an allen Einrichtungen und Formen des Lebens gerüttelt und sie alle, deren Wurzeln in dem Boden früherer Jahrhunderte ruheten, mußten der feindlichen Kraft weichen und sanken dahin.

Dieses Loos hatte namentlich das Ritterthum. Geboren in einer Zeit, wo das Gewerbe in seiner Kindheit lag; genährt durch eine feurige und kräftige Jugend, getragen von seinen Kaisern, die zum Theil selbst aus ihm hervorgegangen waren, — sank es dahin, als die Städte sich durch blühenden Handel bereicherten und an Umfang zunehmend, sich überdies eng mit einander verbanden; sowohl zur Abwehr ritterlichen Uebermuthes, wie zum Schirm des Handelsverkehrs; als die Hussiten in Böhmen, durch Haß und Liebe gleich entzündet, die Legionen des Kaisers vernichteten; als die einfachen Söhne der Alpen, die Schweizer, in den blutigen Entscheidungskämpfen bei Morgarten und Sempach (1315 und 1386) Oesterreichs Macht daniederwarfen und der Bund der Eidgenossen gesucht und gefürchtet ward. Allein den Todesstoß gab dem Ritterthum der Mönch Barthold Schwarz. Als man die dämonische Gewalt des Schieß-

pulvers erkannte und der Ritter nicht mehr wie sonst durch Lanze und Schwert die Schlachten entscheiden konnte; als sein Stahlharnisch dem Blei nicht widerstand, seine Burgen, den Donnerbüchsen erreichbar, keinen sicheren Zufluchtsort mehr darboten, da war es um das Ansehn, den Einfluß und die Bedeutung des Ritters geschehen. Mit ihm aber schien auch die Würde und Macht des deutschen Kaisers dahin zu sinken, besonders in seiner Stellung zu den übrigen europäischen Staaten.

Der friedliebende, schwache Friedrich III., der den deutschen Kaiserthron bei dieser Umwälzung des deutschen Lebens, länger als ein Menschenalter einnahm (vom J. 1440—1493), verstand weder seine Zeit, noch seine eigene Aufgabe und saß, ein stiller, beklagenswerther, greisiger Hüter, am Grabe der untergegangenen deutschen Herrlichkeit. Allein um so mehr war sein Sohn, Kaiser Maximilian (bis 1519), seinem erhabenen Berufe gewachsen. Diesen ritterlichen Geist hatte die Vorsehung als Vermittler an die Gränze des Mittelalters gestellt, und trefflich wußte der umsichtige, thätige, lebensfrohe Kaiser, die Zierde der Ritterschaft, der Meister im Schwert- und Lanzenkampf, der fertige Hakenschütze, der kühne Gemsenjäger, der Liebling seines Volkes und das Schrecken seiner Feinde — diese schwere Aufgabe zu lösen. Wiewohl selbst ein Ritter durch und durch, verkannte er es doch nicht, daß die Zeit des Ritterthums dahin und daß es weise sei, aufzugeben, was sich nicht mehr halten lasse. Doch er blieb dabei nicht unthätig, sondern bemühte sich, an die Stelle des Dahinsinkenden eine neue Kraft zu stellen. Sie that ihm Noth in seinem wechselvollen Leben, besonders in seiner Stellung zu Frankreich, dem er

durch seine Gemahlin, Maria, die Erbin von Burgund und den Niederlanden, ein gar lästiger Nachbar geworden war. Zwar boten sich ihm die freien Söhne der Alpen dar, die selbst den Sold Frankreichs nicht verschmähten, allein dem Habsburger widerstand es, sich mit Rebellen einzulassen, welche seinen Ahnen so tiefe Wunden geschlagen. — Da fiel sein Blick auf das Stadt- und Landvolk in den deutschen Bezirken, das in fortwährenden bürgerlichen Fehden gegen Fürsten und Grafen zwar wild und störrisch geworden war, sich aber eine rühmliche Tüchtigkeit erhalten hatte, die nur der Leitung bedurfte, um reife Früchte zu tragen. Und diese Kunst der Leitung verstand Kaiser Max. Er wußte den rohen Gemüthern das Gefühl eigener Ehre und die des deutschen Vaterlandes einzuhauchen und während er so den verachtetsten Theil des Volkes in seine Rechte einsetzte und in ihm ein Selbstgefühl erweckte, das bisher als Verbrechen gegolten, wußte er zugleich durch sie den eigenen Thron wieder zu befestigen und deutsche Kraft in Wälschland und Frankreich so fühlbar zu machen, daß „Deutsche Hiebe" überall als das Höchste der Kraft und Züchtigung galten.

So wurde denn Maximilian der Schöpfer der deutschen Landsknechte, anfangs aus rüstigen Soldaten seiner deutschen Erbstaaten gebildet, nach Schweizerart, ohne Schild, mit Hellebarden und Schwerdtern bewaffnet, nachmals auch in Schwaben, Franken und in den nördlichen Marken geworben. Jedem Fähnlein der Knechte, das aus 7—800 Mann bestand, gab er einen Führer aus dem Adel, der den Dienst zu Roß mit Schild und Lanze bereitwillig aufgebend, dem Rufe des Kaisers folgte,

der geworbenen Schaar Ordnung und Kriegszucht verlieh, und zwar dergestalt, daß die gelehrigen Schüler bald ihre Meister aus den Alpen überflügelten und ihnen bei ihrem unauslöschlichen Hasse gegen sie, in vielen blutigen Schlachten den letzten Lorbeer aus dem Kranz des Ruhmes rissen. So kräftig und kernfest standen sie da, daß von der Zeit an kein Kampf in Europa ausgefochten ward, mochte es in Italien und Frankreich, oder in Polen und Ungarn (gegen die Türken) sein, zu welchem nicht deutsche Landsknechte gerufen worden wären; in welchem sie nicht mit ihrem Blute den Boden düngten; wo sie nicht, dem Rufe der Ehre folgend und treu ihre Führer beschützend, ihren Eid mit in's Grab nahmen; wo sie nicht siegend oder sterbend, Furcht und Entsetzen verbreiteten und sich die Palme des Ruhmes errangen. Hiervon zeugt unter vielen, folgende Thatsache: Eine Schaar deutscher Landsknechte, 800 Mann stark, früher in Neapels Solde stehend, wollte sich unter ihrem Hauptmann Hederlin, zu Ende des 15. Jahrhunderts, mitten durch die französischen Heere unter Carl VIII., nach Deutschland durchschlagen, weil sie dem Verlangen nach der Heimath nicht mehr widerstehen konnten. Nur auf ihren Muth und ihre Kraft vertrauend, versuchen sie das kühne Unternehmen. Sie brechen aus dem Süden Italiens auf. Bald sehen sie sich von den zahlreichen Gegnern eingeschlossen. Ruhig ordnet Hederlin die Rotten. Die Vordersten senken ihre schweren Hellebarden, dahinter stehen die Hakenschützen. So wird jeder Angriff der französischen Reiter abgeschlagen, bis diese die kleine Schaar eng umschließen und nun den Armbrustschützen und Musketiren die Arbeit überlassen. Kein Schuß geht fehl, denn

die Deutschen stehen in hohen Gliedern. Hauptmann Hederlin sinkt, die Landsknechte sehen sich verloren, allein die Ehre wollen sie nicht aufgeben, drum lösen sie ihre Glieder. Zweihundert brechen hervor und sprengen die feindlichen Schaaren auseinander. Aber die Reiter lassen sie nicht aus ihren Schlingeu los und immer mehr lichtet der Tod ihre Reihen. Schritt vor Schritt kämpfend, den todten Hauptmann auf einem Roß in ihrer Mitte, kommt die kleine Schaar zu einem Gießbach. Ihn zu durchwaten, muß man die Glieder lösen. Da werden die einzelnen Männer auseinander gesprengt und — Keiner entrinnt. Jetzt nähern sich die Feinde und staunen die starken Glieder der Dentschen an und den ungebrochenen Muth, der sie auch im Sterben nicht verlassen hatte. Es hatte Keiner von ihnen an die Flucht gedacht.

Diese Landsknechte waren nicht Landwehr oder Landsturm, der für den eigenen Heerd, für Weib und Kind kämpft, sondern Söldner, aber freiwillige, da die uralte Verfassung germanischer Völker keine Leibeigene zum Kampfe zwang. Freiwillig stellte sich der Bauer und Bürger, so oft ein Kriegszug ihn vom Pfluge oder der Werkstatt zum Waffendienst rief. — Alsdann schickte der Kaiser oder Herzog einem kundigen und kriegserfahrenen Feldhauptmann, wie dem Ritter Georg von Frondsberg*), oder Sebastian Schärtlin von Schorn-

*) Geboren 1473 und gestorben 1528, einer der angesehensten Feldobristen seiner Zeit, ein kräftiger Biedermann. Von ihm ist sein Gespräch mit Luther auf dem Reichstage zu Worms bekannt. Ihm auf die Schulter klopfend, rief der Ritter dem Unverzagten an der Thür zu: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst einen Gang,

dorf und Anderen, einen Bestellungsbrief als Feldobristen, nebst offenem Patent *), ein Regiment zu werben, das beliebig an der Zahl, selten die von 9—10,000 Mann überstieg und nicht leicht unter 4000 Mann gefunden ward; zugleich ward die Höhe des Soldes, die Zahl der Fähnlein und was sonst die Sitte bestimmte, bekannt gemacht. So mußte im kaiserlichen Heere der Landsknecht auf dem Wams ein aufgenähtes rothes Kreuz tragen und über dem Harnisch eine rothe Feldbinde, doch ward im Uebrigen dem Geschmack des Einzelnen freie Hand gelassen. Damals kannte man noch nicht die Fessel der Uniform. Jeder konnte so bunt und phantastisch, wie es seinem Geschmack zusagte, sich kleiden. — Durch Trommelschlag wurde in Städten und Dörfern ein jeder rüstige Bursche eingeladen und nie fehlte es in jenen Tagen an kräftigem Volke, das vom Zwange des Stilllebens und des bürgerlichen Gesetzes gern sich losmachend, Pfriem und Hammer freudig mit der Hellebarde, das Barett mit der Blechhaube, das wollene Wams mit dem Lederkoller und Harnisch vertauschte und sichern Sold und reiche Beute dem unsicheren und kargen Erwerb des Friedens vorzog. Besonders drängte man sich dann aus allen Gauen Deutschlands zu den Fahnen, wenn ein allgemein verehrter Kriegsheld die Trommel rühren ließ. Dann

---

dergleichen ich und mancher Obrister auch in unsrer aller ernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort; Gott wird Dich nicht verlassen."

*) Ein Landesherrlicher Brief oder Befehl, wodurch dem Inhaber gewisse Vorrechte und Vorzüge eingeräumt werden.

durchflog die Kunde davon mit Blitzeseile das ganze Land und von allen Seiten eilten kampflustige Gesellen und kecke Abentheurer zu den bestimmten Sammelplätzen. Hier wurden dann die Geworbenen auf freiem Felde in Eid und Pflicht genommen, Mann für Mann gemustert, die Kriegserfahrenen, welche durch Narben und andere Zeugnisse Tüchtigkeit beurkundeten, in das erste Glied gestellt, die niederen Führer von den Landsknechten selbst gewählt, für je 10 Mann ein Rottmeister (Corporal) ernannt, dem Fähnrich wurde die Fahne übergeben und die Höhe des Soldes bestimmt, der ungefähr 1 Gulden rheinisch die Woche betrug, jedoch nach erfochtenem Siege oder nach Erstürmung einer Veste wohl verdoppelt ward.

So wie aber über ihre Pflichten, so wurde auch hier über ihre Rechte das Nöthige verhandelt. Diese waren von Bedeutung. Freilich stand auf Raub in Freundes Land der Tod, den der Profoß, der öffentliche Ankläger und Urtheilsvollstrecker ohne Gnade sofort vollzog; freilich gaben Galgen und Rad dem Heerlager eben nicht die freundlichste Gestalt; jeder Landsknecht mußte sich des Gotteslästerlichen Fluchens und Schwörens enthalten, weshalb sie sich auch gern fromme Landsknechte nannten; jeder Frevel in der Trunkenheit wurde streng bestraft, so wie jeder an solchen Werken verübte Muthwille, die dem Heere unentbehrlich waren, z. B. Mühlen; allein weder das Spiel noch der Trunk waren, als ächt deutsch und soldatisch, verboten. In Feindes Land durfte er zulangen und Beute machen, in eroberten Vesten sich gar manches Werthvolle zueignen und im Feldlager die Stunden der Muße nach Belieben beim Würfelspiel oder sonstiger sinnlicher Lust zubringen. Daher führten die Lands-

knechte, bei aller Strenge der Kriegszucht, dennoch ein freies, fröhliches Leben. Der sogenannte Kamaschendienst, die Qual des Exercirens und steten Reinigens und Schmückens der Waffen und Kleider war ebenso unbekannt als körperliche Züchtigung und die Mißhandlung von unbärtigen Junkern. Für gekränkte Ehre stand Jedem persönliche Genugthuung frei. Er durfte sie sich im Zweikampf wieder zu erwerben suchen. Weder Wohlfahrt noch Leben hing von der Laune der Führer ab.

Geordnet aber war die Schaar der Landsknechte auf folgende Weise:

An der Spitze des Regiments, das 10—16 Fähnlein umfaßte, stand der Feldobrist, ganz unabhängig von seinem Kaiser oder Kurfürsten und nur dem Generalissimus untergeordnet, der die Bewegungen des Krieges leitete. Er empfing 100fachen Monatssold. Unter ihm standen unmittelbar die Haupleute mit 10fachem Solde. Sie kämpften wie der gemeinste Krieger mit Streitaxt, Hellebarde und dem Schwert und zeichneten sich nur durch die Pracht der Rüstung aus. Die Handhabung des Rechtes ruhte in den Händen des Schultheißes, der früher selbst ein tapferer Kriegsmann gewesen sein mußte. Für die Sicherheit des Lagers sorgte der Wachtmeister, der die Posten aufstellte, Schaarwacht und Runde ordnete und die Losung bekannt machte. Die Ehre des Fähnleins ruhte in der Hand des Fähndrichs, den ein Eid verpflichtete, für seine Fahne Leib und Leben zu lassen und dergestalt, daß keine Wunde ihn berechtigte, sie einem Andern zu übergeben. Nur der Tod schied ihn von seiner Fahne und so groß war das Ehrgefühl in diesen Fahnenträgern, daß der Bei-

spiele nicht Wenige sind, wo sie, nach Verstümmelung der Hände, ihre Fahne mit den Zähnen festhielten und sterbend sich hineinwickelten. Dagegen war der Beruf des Feldwaibels, für Ordnung der Schaar und ihre Vervollkommnung im Gebrauch der Waffen zu sorgen. Er war also der Exerciermeister seines Fähnleins. Noch gehörte zu jedem Fähnlein der Proviant- und Quartiermeister und der Profoß, welcher Letztere die Polizei im Lager verwaltete und keinesweges, wie es in späteren Zeiten der Fall war, ehrlos, sondern ein wackerer Ehrenmann war. Er hatte allem Unfug der Krämer, Marketender und Garköche zu steuern und in jedem Feldlager einen Markt einzurichten. In seinem Gefolge war der Stockmeister mit seinen Gehülfen, dem die Aufsicht über den gesammten Troß und über all das lose Gesindel gebührte, das sich willig an die Haufen anschloß, um dem Kriegsleben den Reiz der größten Mannigfaltigkeit zu geben.

So in sich nach allen Seiten hin geordnet, so in sich ein tüchtiges Leben athmend, war der Angriff wie der Widerstand dieser Cohorten gleich furchtbar. Mit dem eintönigen Schlachtruf: „Her, her, her!“ dessen Stelle jetzt das fremde Wort „Hurrah!“ eingenommen hat, drangen sie in eng geschlossenen Gliedern, mehrentheils in tiefen Vierecken, ähnlich dem alten macedonischen Phalanx, vorwärts und warfen nieder, was widerstehen wollte. Ihr Ungestüm entschied in der Regel den Kampf, in welchem sie in kalter Todesverachtung, wie in eiserner Beharrlichkeit, Allen voranleuchteten. Daher waren sie den deutschen Kaisern in ihren Kämpfen mit Frankreich und Venedig um die Lombardei unentbehrlich und

der Sturm auf Brescias starke Mauern, die blutigen Schlachten bei Ravenna (im J. 1512) und bei Bicocca (im J. 1522), wo ihre Löwenkraft 8000 Schweizer im entsetzlichen Mordgewühl niederschlug, waren für sie Tage des unverwelklichen Ruhmes. Jedoch die schönsten Lorbeeren errangen sich die deutschen Landsknechte in der Schlacht bei Pavia, am 24. Februar 1525, wo die Gewalt der Waffen zwischen König Franz von Frankreich und dem deutschen Kaiser Carl V. über das Loos des nördlichen Italiens entscheiden sollte. Noch vor Anbruch des Tages griffen die Kaiserlichen, wiewohl bedeutend schwächer an Zahl, das feindliche befestigte Lager an; allein der ritterliche König stellte bald die anfangs unterbrochene Ordnung wieder her. Schon neigte sich der Sieg auf seine Seite, und zwar durch die ruhige und unerschütterliche Kraft deutscher Landsknechte, welche seit Jahren im französischen Solde standen; schon hieben des Königs schwere Reiter, bestehend aus der Blüthe des französischen Adels, in die spanischen und italienischen Haufen ein und brachten sie zum Weichen; schon wogten jene schwer gewaffneten Schaaren der Landsknechte, die unter dem Namen „der schwarzen Knechte" den Ruf der Unüberwindlichkeit hatten, 6—7000 Mann stark, in geschlossenen Gliedern im Sturmschritt heran und trieben die Spanier vor sich hin — als die kaiserlichen Landsknechte, unter ihrem Feldobristen Georg von Frondsberg, jenes Haufens ansichtig wurden, nachdem sie so eben die gegenüber stehenden Schweizer, ihre Erb- und Todfeinde, in die Flucht getrieben hatten. Schon an sich den Schwarzen an Zahl der Streiter überlegen (denn sie waren über 9000 Mann stark), hatten sie überdies

schon längst danach gedurstet, mit den Abtrünnigen und Vaterlandsverächtern, die es wagten, gegen ihren eigenen Kaiser in die Schranken zu treten, sich zu messen. Daher näherten sie sich von dem Flügel, der ihrer Obhut übergeben worden war und wo sie alle versprengten Spanier aufgenommen hatten, raschen Schrittes der Mitte des Treffens, um mit den schwarzen Knechten einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen. Auch diese ließen, als sie ihre deutschen Brüder erblickten, von der Verfolgung des spanischen und italienischen Volkes ab, weil es ihnen ehrenvoller dünkte, gegen Frondsbergs gefürchtete Schaaren zu kämpfen, welche das Loos so mancher Schlacht entschieden hatten. Es war bei diesen Letzteren eine fromme Sitte, vor dem Beginn des Kampfes den Allerhöchsten knieend um Beistand anzuflehen. Auch heute fielen die Landsknechte samt ihrem Führer nieder, und stärkten sich durch Gebet. Dann rückten sie entschlossen, mit dem Ausruf: „Her, her, her!“ den schwarzen Knechten entgegen, die ihrerseits ebenfalls vordrangen.

Noch eh' der Kampf begann, trat Einer der feindlichen Hauptleute, Georg Langenmantel, aus der Reihe hervor, um den Ritter von Frondsberg, oder einen andern Führer, zum Einzelkampf einzuladen. Denn noch war jener Geist des Ritterthums, der in solchem Zweikampf gern die Kraft prüfte, nicht verschwunden und namentlich leuchteten die Hauptleute durch persönlichen Muth Allen vor, indem sie stets die Ersten und Vordersten im Kampfe waren und sich weniger mit der Leitung ihres Haufens abgaben, als sie durch das Beispiel eigener Heldenkraft den Muth desselben zu beleben suchten. Allein es büßte der ritterliche Führer hier seine Keckheit

mit dem Tode, denn er wurde durch eine Kugelsaat sofort zu Boden gestürzt. Jetzt entbrannte unter Deutschen und Deutschen der furchtbare Entscheidungskampf. Unter betäubendem Schlachtruf warfen sich die Frondsberger den Schwarzen entgegen, in deren vordersten Reihen viele edle Ritter kämpften, welche ein böses Geschick, oder die Furcht vor kaiserlicher Acht zu Frankreichs Fahnen geführt hatte. Da kämpften ein Herzog von Würtemberg, ein Graf von Nassau, der junge Herzog Franz von Lothringen, die Grafen von Lupfen und Ortenberg und andere edle Hauptleute und Fähndriche, entschlossen, den ihnen so verhaßten Kaiser zu demüthigen. Bald entspannen sich Einzelkämpfe, in welchen die Kraft gegen die Kraft anstürmte. Mit Hellebarden, Schwertern und Spießen schlugen und stachen die Erbitterten auf einander los, und suchten die feindliche Ordnung zu durchbrechen. Und bald erwies es sich, daß die größere Kraft und Macht auf Seiten der kaiserlichen Landsknechte war. Die Ordnung der Schwarzen wankte, und nun umschlossen jene mit großer Gewandtheit auch die Flügel der Feinde dergestalt, daß an kein Entrinnen zu denken war. Während mehrere Fähnlein von Vorne die Reihen der Schwarzen durchbrachen, schwenkte sich ein anderes, unter dem erfahrenen M a r x S i t t i c h v o n E m s, auf die eine Seite des Feindes und ein dritter Haufen faßte ihn von der anderen. Dadurch ward die Ordnung desselben völlig durchbrochen und durcheinander geworfen und ein so schreckliches Blutbad begann, daß der Weg durch Leichenhügel gesperrt wurde. Mit seltener Todesverachtung empfingen die schwarzen Knechte die klaffenden Todeswunden und sanken in ihr Blut dahin. Funfzig deutsche Edle fanden

hier ihr Grab und nur Wenige Gnade vor der gesättigten Rachelust der Brüder.

Die Vernichtung dieses Kerns des französischen Heeres zog unaufhaltsam die Niederlage seiner Ritter, die Flucht des Ganzen und die Gefangennehmung des Königs selber nach sich. So waren es denn auch hier die Landsknechte, welche dem Kaiser Italien retteten. Allein so entscheidend ihr Muth in diesem blutigen Treffen war, so preiswürdig war ihr Verhalten nach erfochtenem Siege. Während die Wälschen und Spanier siegestrunken ihre Glieder lösten, sich gleich hungrigen Raubthieren über das Schlachtfeld zerstreuten und Todte und Verwundete plünderten, verfolgten die Landsknechte in festgeschlossener Ordnung die fliehenden Feinde. Niemand verließ sein Glied, Keiner überließ sich dem Triebe nach Beute. Erst als Alles vollbracht war, kehrten sie zurück, um das, was Spanier und Wälsche als werthlos liegen gelassen hatten, sich zuzueignen. Und so löblich ihre Zucht war, so menschenfreundlich war ihr Benehmen gegen die Gefangenen. Wiewohl die Schweizer seit den Tagen ihres Ruhmes, durch schonungslose Härte gegen Ueberwundene andere Völker gegen sich erbittert und vor Allen von den Landsknechten, ihrer Grausamkeit eingedenk, jetzt gerechte Vergeltung zu fürchten hatten und eben deshalb zu Tausenden sich in die Wellen des Tessino stürzten, um derselben zu entrinnen; so wurden doch alle Diejenigen, welche nach Wegwerfung der Waffen, fußfällig die Menschlichkeit der Sieger anflehten, von den Landsknechten gütig und freundlich behandelt. Während die Spanier sie unerbittlich niedermetzelten, äußerten die Deutschen gegen sie eine Selbstverleugnung, die in einem so rohen Zeit-

alter zwiefacher Ehre werth ist. Sie riefen ihnen Frieden und Sicherung des Lebens zu, zogen die Sinkenden aus den Fluthen und äußerten mit großer Gutmüthigkeit: „die Schweizer spürten wohl, daß die Deutschen heute mehr an ihnen thäten, als sie selbst, falls der Sieg auf Seiten der Franzosen ausgeschlagen, ihnen erwiesen hätten, weshalb sie denn nun auch künftig dieser Gutthat eingedenk sein und bei einem unglücklichen Treffen ihrer, der Landsknechte, in gleicher Freundschaft gedenken möchten." — Selbst in den Tagen der höchsten Unordnung, als 2 Jahre später das mächtige Rom den Spaniern und deutschen Landsknechten in die Hände gefallen war, als diese fast aller Führer los und ledig waren, Georg von Frondsberg todtkrank zurückgeblieben, der von seinem Könige Franz abgefallene Herzog von Bourbon beim Sturm auf Rom gefallen war und die zügellosen Schaaren in der preisgegebenen Stadt sich solchen Ausschweifungen überließen, wie sie kaum früher bei der Völkerwanderung von Gothen und Vandalen verübt worden waren, treten unter allen diesen Greueln, welche die unglückliche Stadt erfuhr, doch bei den Landsknechten so manche Züge von Gutmüthigkeit und Schonung, Mitleid und Ehrlichkeit hervor, die auf ihre Rohheit ein mildes Licht werfen. Monate lang waren sie ohne Sold geblieben, der ihnen heilig versprochen worden war, und sie suchten sich nun allerdings in dem reichen Rom dafür schadlos zu halten; doch während Spanier und Italiener Blutdurst, viehische Rohheit, tückische Schadenfreude und eine vandalische Grausamkeit zur Schau trugen, begnügten sich die Landsknechte mit der gewonnenen Beute, welche sie in kurzer Zeit verspielten und mit Aeußerungen eines ketzerischen Muthwillens, der besonders gegen den Papst gerichtet war.

Allein diese Tüchtigkeit des Sinnes verschwand mit jedem Jahrzehend mehr aus diesen kriegerischen Schaaren. Immer weniger verdienten sie den Namen frommer Landsknechte. Mit dem Tode ihres Feldobristen, des Gottesfürchtigen und biedern Frondsbergs und seines Sohnes, verlor sich der ritterliche Geist, der sie früher ausgezeichnet hatte und die durch das unstäte Kriegsleben, welches sie bald nach den Niederlanden und Deutschland, bald nach Italien und Ungarn rief, verwilderten Landsknechte schändeten gar bald im Kriege ihren Ruhm durch freche Gewaltthaten, durch nimmersatte Habgier, durch schwelgerisches Verprassen der Beute, durch Zuchtlosigkeit in Feindes wie in Freundes Land, durch Wetteifern in Gotteslästerlichem Fluchen und Schwören und in Zeiten des Friedens durch trägen Müßiggang und ungestümes freches Betteln, wodurch sie eine wahre Geissel für den wehrlosen Landmann wurden.

Ein langjähriger Friede schien in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, diesen rohen und verwilderten Geist gebändigt zu haben. Allein er erwachte mit um so größerer Gewalt, als die vielköpfige Hyder religiösen Wahnwitzes sich im 17. Jahrhundert erhob und unser deutsches Vaterland 30 Jahre lang der Tummelplatz für die entflammten Leidenschaften eines ganzen Welttheils wurde; als ein Graf Mansfeld, ein Markgraf von Baden, Christian von Braunschweig, Tilly, Wallenstein, Herzog Bernhard von Weimar und die schwedischen Feldobristen die Trommel rühren ließen und aus allen deutschen Gauen kampflustiges Volk zu ihren Fahnen riefen. Da blutete das Vaterland aus zahllosen Wunden unter der Geissel zügelloser Schaaren, welche die Armuth oder der Leichtsinn ihrer Obristen an das

Hab' und Gut der Einwohner verwies und an die Beute in Feindes Land, welches bei der gränzenlosen Verwirrung aller Angelegenheiten des Lebens, bloß von der Vorstellung des Soldaten abhing. Und diese Wunden bluteten fort, als endlich der Westphälische Friede den Greueln ein Ziel zu setzen suchte. Denn aus den Schaaren verabschiedeter Söldner bildeten sich fortan Wegelagerer und Räuber, die in den verödeten Landstrichen ungestraft ihr Wesen trieben und die ausgesogenen Einwohner zur Verzweiflung brachten. Erst dem 18. Jahrhundert war es vorbehalten, diesem Strom deutscher Kampflust und leichtsinniger Arbeitsscheu ein enges, unübersteigliches Bett zu graben, in welchem die deutschen Landsknechte, welche nunmehr Söldner hießen und in die Uniform gesteckt wurden, in die Fußtapfen ihrer Ahnen traten und so wie ehemals unter Sickingen und Frondsberg, so in den drei schlesischen Kriegen unter Preußens großem Könige, Friedrich II., für Ruhm und Ehre begeistert, bei Prag, Leuthen, Zorndorf und andern mörderischen Schlachten, Wunder der Tapferkeit verrichteten, wie sie sonst nur die innigste Vaterlandsliebe oder die Verzweiflung erzeugt. — Allein mit dem siebenjährigen Kriege erlischt ihr Ruhm und der Geist der Ehre ging unter in tödtenden Formen. In den neueren Zeiten gab das ruhmlose Benehmen gedungener Söldner (in der Schlacht bei Jena, 1806) den schlagenden Beweis, daß das Heil eines Volkes viel sicherer auf einem höheren Muthe gegründet sei, als auf dem Geist einer Anstalt, die sich nur aus herumschweifendem, heimathlosem Gesindel zu ergänzen vermag.

König Philipps letzte Lebensstunden.

Der Tod hat eine reinigende Kraft,
Das Sterbliche zu läutern und die Flecken
Der sünd'gen Menschheit zu verzehren.
Schiller.

Kein Fürst hat seine Irrthümer und Vergehungen so strenge büßen müssen, als der von Millionen gefürchtete und verabscheute König von Spanien, Philipp II., Sohn Carls V. und Erbe seines ungeheuren Reiches. In der That giebt kaum die Lebensgeschichte irgend eines andern Menschen dem Glauben an einen gerechten Vergelter so festen Grund und Boden, als die seinige und namentlich das qualvolle Ende seines Lebens. Würde man auch Unrecht thun, ihn ein Ungeheuer zu nennen, und ihn in die Klasse der Neronen und Caligula's zu stellen; finden sich vielmehr in dem Bilde seines Charakters so manche Züge, die uns über ihn ein milderes Urtheil abnöthigen; ist so Manches, was auf den ersten Blick als die Aeußerung teuflischer Bosheit erscheint, nichts als die Frucht seiner Erziehung und der ganzen Richtung seines Gemüthes: wahrlich, es bleibt doch noch genug übrig, was den gefühlvollen, gebildeten und weichherzigen Menschen von ihm zurückstößt und ihn nöthigt, diesen Monarchen der Zahl finsterer Tyrannen anzureihen, denen zum Heil

der Menschheit nur selten ein großer Wirkungskreis verstattet wird. — Es ist wahr, Philipp war mäßig in seinen Genüssen, arbeitsam und thätig, so daß er sich oft wie Friedrich II. den Schlaf und jede andere Erholung versagte. Ohne ein glänzendes Genie zu sein, war er doch zum Regieren geboren und es fehlte ihm weder an Kraft, noch an Willen dazu. Er besaß einen gesunden, richtigen Verstand und einen hohen Grad von Scharfsinn in Erforschung und Beurtheilung der Verhältnisse und Erscheinungen, die damals die Welt bewegten. Hiermit verband er eine Wachsamkeit und Spannkraft des Geistes, wobei ihm Nichts in seinem großen Reiche entging. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden von ihm selbst bearbeitet und keine seinen Räthen allein überlassen. Er schrieb in Staatsangelegenheiten mehr mit eigener Hand, als alle übrigen Regenten seiner Zeit zusammengenommen. Mit der eifrigsten Sorgfalt bewachte er das Betragen seiner obersten Staatsdiener, in deren Wahl er fast immer glücklich war. Ohne Feldherr und Soldat zu sein, leitete er dennoch den Gang der Kriege, in die seine Herrschsucht ihn verwickelte, gleich einer unsichtbaren Macht mit solcher Geschicklichkeit, daß er allen Regenten gefährlich war. Allein diese unverkennbare Geistesgröße wurde durch eine Gemüthsrichtung verdunkelt, die nicht einseitiger und finsterer sein konnte und seine Tugenden waren häufig selbst die Quelle von Fehlern, welche Jedem, der das Unglück hatte, in seiner Nähe zu leben, Gefahr drohten und ihm den frohen Genuß des Lebens verkümmerten. Dabei gingen die großen Ansichten, die sein Geist fassen konnte, in einem Gewebe von Kleinlichkeiten und einem engherzigen Festhalten von todten Formalitäten unter, die

von seiner Persönlichkeit unzertrennlich schienen. Die hohe Vorstellung von der Erhabenheit seines Berufes erfüllte sein Herz mit einem Stolz und Dünkel, dem jeder Widerspruch als ein ungeheures Verbrechen galt. Der geringste Ungehorsam gegen seinen Willen, die leiseste Mißbilligung seiner Befehle, nur von dem Zucken der Miene verrathen, war in seinen Augen Hochverrath. Er wollte nur blinde Werkzeuge seiner Macht, kriechende Sklaven und daher war ihm jede fremde Kraft ein Gegenstand des grimmigsten Hasses; jede Aeußerung von Freiheit und Selbständigkeit eine strafbare Verirrung. — Mit diesem unerträglichen Stolz verband sich eine unversöhnliche Rachsucht. Er vergab nur dann, wenn es ihm die Klugheit unbedingt gebot. Nicht minder groß war sein Mißtrauen und Argwohn, der nicht selten gerade diejenigen traf, die sich um ihn die größten Verdienste erworben hatten. Und wer schaudert nicht vor der Unduldsamkeit und dem blinden Glaubenseifer zurück, der in allen seinen Handlungen sich aussprach! Der Titel eines katholischen Königs war ihm der ehrenvollste von Allen und als er im Anfang seiner Regierung mit dem Papst in Krieg verwickelt ward, hielt er dies Ereigniß für das größte Unglück und freute sich, obschon Sieger, wie ein Ueberwundener, als der heilige Vater sich zum Frieden entschloß. Bei einem solchen Regenten, der den Papst fast göttlich verehrte, der von der Heiligkeit des Glaubens, zu dem er sich bekannte, die höchsten Begriffe hatte, war für den Ketzer keine Gnade zu hoffen. Jeder, der auch nur im Geringsten die Satzungen und Gebräuche der Kirche verletzte und verachtete, ward von ihm voll Gleichmuth zum Feuertode verurtheilt. Sein Grundsatz war,

lieber gar nicht, als über Ketzer zu herrschen *). Nie waren deshalb die geistlichen Gerichtshöfe thätiger, nie flammten zur Ehre des katholischen Glaubens die Scheiterhaufen häufiger, nie floß das Blut der Ketzer reichlicher, als unter seiner Regierung.

Allein so strenge das Urtheil über diesen harten, eisernen und unbeugsamen Regenten sein mag, der selbst, wenn er lohnte und wohlthat, seine Schuldner zum Zittern brachte: Keiner hat seine Fehler so hart büßen müssen als er. Niemand stand so einsam und verlassen von Freundschaft und Liebe auf seinem erhabenen Thron als er, der durch die schroffen Eigenheiten seines Charakters eine undurchdringliche Scheidewand zwischen allen seinen Umgebungen und sich selber zog. Niemand hat in so unglücklichen und freudelosen ehelichen Verhältnissen gelebt als er, der vier Gemahlinnen überlebte und von keiner geliebt ward **). Niemand war ein so unglücklicher Vater als er, der an seinem Thronerben Don Carlos ein Ungeheuer besaß, dessen viehische Laster, dessen an Wahnsinn gränzende Bosheit, den König endlich nöthigten,

---

*) Mit empörender Härte erwiederte er einst einem Edelmann, der zu Valladolid wegen angeblicher Ketzerei zum Richtplatz geführt ward und ihn um Gnade bat: „Hätte mein Sohn sich eines ähnlichen Verbrechens schuldig gemacht, so würde ich mit eigner Hand Holz zum Scheiterhaufen tragen."

**) Seine erste Gemahlin war Marie von Portugal, die Mutter des Don Carlos. Sie starb im J. 1545. Die zweite war Marie von England, die im J. 1558 starb. — Die dritte, Elisabeth, Tochter Heinrich II. von Frankreich. Sie starb 1568. Die vierte, Anna, Tochter Kaiser Maximilians II. und Mutter Philipps III.

ihn dem Henkerbeile zu überliefern. Kein Monarch, außer Napoleon — hat die stolzen Entwürfe des rastlosen Ehrgeizes und der Ruhmsucht so in Dunst zerrinnen und scheitern gesehen, als er, dem die unerschöpflichen Goldgruben Peru's und die besten und tapfersten Heere der damaligen Welt nicht die Unterwerfung eines kleinen, verachteten, unkriegerischen Völkchens — der Niederländer — verschaffen konnten, das vielmehr durch seinen kräftigen und ausdauernden Widerstand seinem mächtigen Reiche unheilbare Wunden schlug. Er erlebte noch den Verfall desselben, dem die Tapferkeit und Staatsklugheit seiner Vorfahren im Bunde mit dem Glücke einen riesenhaften Umfang gegeben hatte, und der reichste Fürst in Europa, dessen Einkünfte sich jährlich auf 30 Millionen Dukaten beliefen, sah sich am Ende seiner Laufbahn durch die ungeheure Schuldenlast von 140 Millionen Dukaten niedergedrückt und war so völlig ohne Credit, daß er in Spanien durch Geistliche Haus für Haus eine Beisteuer für sich einsammeln lassen mußte. Das mächtige Spanien glich bei seinem Tode dem kraftlosen Körper eines durch die Ausschweifungen der Ehrsucht abgezehrten Riesen. Und ihm glich Philipp selbst.

Sein Ende war sehr traurig. Gicht und Fieber nagten zwei Jahre lang abwechselnd an dem zähen Leben des Greises und erschöpften seinen sonst so rüstigen Körper. Gegen das Ende des Jahres 1598 aber nahm sein Uebel zu und er fühlte es, am Ziel seiner Thaten zu stehn. Gegen den Rath seiner Aerzte ließ er sich in einer Sänfte von Madrid nach dem Eskurial tragen, diesem Riesenpalast, den er einem Gelübde zufolge, mit einem Aufwande von acht Mill. Dukaten hatte aufführen

lassen. Die Entfernung beider Orte beträgt nur sechs Meilen, allein so viel Schmerz empfand der kranke König, daß die Reise dahin acht Tage dauerte. Nach einem schwachen Anschein von Besserung stellten sich die Anfälle der Gicht von Neuem ein und es erzeugte sich am rechten Schenkel ein Geschwür, das dem Kranken Tag und Nacht die fürchterlichsten Schmerzen verursachte. Endlich wurde es geöffnet und die Schmerzen ließen nach. Allein bald darauf bildeten sich auf der Brust vier neue Geschwüre, die, als sie endlich geöffnet werden konnten, einen stinkenden Eiter von sich gaben und eine solche Menge Läuse, daß die geschäftigen Hände seiner Diener den Leib des Kranken nicht davon zu reinigen vermochten. In diesem bejammernswerthen Zustand, in welchem unter Andern auch jener römische Diktator Sulla seine letzten Lebenstage hinbringen mußte — lag König Philipp drei und funfzig Tage auf dem Rücken ausgestreckt, mit stinkenden Geschwüren und zahllosem Ungeziefer bedeckt. Doch ohne einen Laut der Klage von sich zu geben, ohne gegen die Vorsehung zu murren, erwartete er mit derselben ruhigen Kälte, die ihn sonst beim Anblick fremder Leiden erfüllt hatte, das Ende seiner Qualen, seine Auflösung. Nichts vermochte über den kräftigen Geist der wüthendste körperliche Schmerz. Sein Wille bekämpfte ihn. Mit eifriger Sorge verrichtete er auch auf diesem Schmerzenslager alle Gebräuche, die seine Kirche vorschrieb. Er ließ sich z. B. in ein Bußhemde gekleidet, vor den Hochaltar des Eskurials auf die Stufen legen und empfing hier aus den Händen des Erzbischofes von Toledo, der seines Sohnes Philipps Lehrer gewesen war, die Sakramente.

Zwei Tage vor seinem Tode ließ er seine beiden noch lebenden Kinder, den Thronerben Philipp und die Infantin Clara Isabelle Eugenie an sein Lager kommen, unterhielt sich mit ihnen über die Vergänglichkeit der irdischen Größe und empfahl ihnen die Erhaltung der katholischen Religion und das Wohl der Völker, die sie beherrschen würden. Alsdann überreichte er seinem Sohne eine von ihm selbst verfaßte schriftliche Anweisung, seine Völker gut zu regieren, begleitet von einer Geißel, die noch mit dem Blute seines Vaters, Carls V., gefärbt war. Seine Tochter dagegen empfing ein kostbares Geschmeide, als ein Vermächtniß ihrer Mutter Elisabeth. Nachdem er beiden darauf seinen Segen ertheilt hatte, mußte ein Aufsatz vorgelesen werden, worin er's auf das Genaueste bestimmt hatte, wie es nach seinem Tode mit der Oeffnung seines Leichnams, seinem Begräbniß und der Haustrauer gehalten werden sollte. Auch regten sich in seiner Brust die Gefühle der Milde und Gnade, die ihm seit Menschenaltern fremd geworden waren. Er schenkte nämlich einigen zum Tode Verurtheilten das Leben; befahl, verschiedene Staatsgefangene und wegen Jagdfrevel Eingekerkerte aus ihrer Haft zu entlassen und empfahl endlich noch dem Erben seines Thrones seinen Günstling, Don Christoval de Muro.

Nach Beseitigung dieser letzten irdischen Sorgen ließ er seinen Sarg vor sein Bett bringen und einen Todtenkopf mit einer goldenen Krone bedeckt, als das Sinnbild der Vergänglichkeit menschlicher Herrlichkeit neben sich auf den Tisch stellen. Darauf ergriff er ein Kruzifix, dasselbe, welches sein Vater im Sterben in seiner Hand gehalten hatte, legte es sich auf die Brust und nach namenlosen

Qualen, die ihm seine eiternden Wunden und die nicht zu tilgenden Läuse verursachten, welche sich in sein Fleisch gruben — verschied er endlich unter fortdauernden, frommen Uebungen, den 13. September 1598, im 72. Jahre seines Alters und im 43. seiner Regierung, in demselben Monat, in welchem auch sein Vater geendet hatte. Wie im Leben blieb sein Geist auch in der Stunde des Todes ungebeugt. Wenn wir auch berechtigt sind, in diesem schauderhaften Ausgang seines Lebens die Hand der Vergeltung zu sehen, die auch den mächtigsten Sterblichen zu erreichen weiß, so können wir doch nicht einem Geiste unsre Bewunderung versagen, der die Martern einer so entsetzlichen Krankheit mit solcher Ruhe und Fassung, Standhaftigkeit und Glaubensfreudigkeit ertrug.

Des Königs Leichnam ward ohne großen Pomp im Eskurial neben den Gebeinen seines Vaters und seiner vierten Gemahlin, Anna von Oesterreich, wie er es verordnet hatte, beigesetzt, dagegen ward die Feier seines Todes zu Madrid mit nur erdenklicher Pracht begangen. Doch hatte freilich das Herz keinen Antheil daran, denn mit Philipp II. war ein finsterer, argwöhnischer Tyrann, ein Unterdrücker der menschlichen Freiheit, ein Knecht der Priester und der Zerstörer des Wohlstandes seines Volkes geschieden.

Die Pulververschwörung.

(Im J. 1605.)

Es fällt der Unthat drohend Felsenstück
Gern auf des Frevlers eignes Haupt zurück.

Zu welchen Vergehungen und Unthaten der Mensch verleitet werde, wenn ihn irgend ein Wahn erhitzt, sobald blinde Leidenschaften den Grund seiner Seele aufwühlen — davon hat die Geschichte zahllose Beläge geliefert. Es ist dabei Nebensache, ob religiöse Schwärmerei ihn verblendet, oder die Vorliebe für irgend eine bürgerliche Verfassung: die Folgen bleiben dieselben. Jeder Wahn trägt blutige Früchte, nur daß sie gar häufig Demjenigen reifen, der den Baum selbst gepflanzt hatte. So leitete es eine höhere Hand. Sie weiß zahllose Ausbrüche der keinem Zügel mehr gehorchenden Leidenschaften unschädlich zu machen. Hiervon legt auch die Verschwörung Zeugniß ab, die unter dem Namen der Pulververschwörung im J. 1605 in England gegen den König, seine ganze Familie und die vornehmsten Diener des Staates gerichtet war und jenen wie diese mit einem Schlage zu vernichten bezweckte.

Jacob I., Sohn der unglücklichen, enthaupteten Marie Stuart, war nach dem Tode ihrer unversöhnlichen Fein=

din und Richterin, der Königin Elisabeth, im J. 1603 auf den erledigten Thron von Großbritannien gekommen, auf den er, als Großenkel der Schwester König Heinrich VIII., das nächste Anrecht hatte. Diese Erhebung erregte anfangs die Hoffnung aller Klassen. Die treuen Anhänger des königlichen Hauses erwarteten Belohnungen, die Empörer Gnade und Verzeihung. Die Presbyterianer*) hofften, durch ihn die Kirche in England nach der schottischen eingerichtet und die christliche Oberherrschaft gestürzt zu sehen. Die Glieder der bischöflichen Kirche**) erwarteten dagegen Ausrottung aller ketzerischen Sekten und auch die Katholiken blickten mit frohen Hoffnungen in die Zukunft, da Jacob von katholischen Aeltern herstammte und sich stets als Freund und Gönner der Katholiken gezeigt hatte, wenn er gleich als Kind, seiner Mutter entführt, in der protestantischen Lehre erzogen worden war. Allein sein Benehmen in den gleich darauf folgenden Streitigkeiten, worin sich die verschiedenen Religionspartheien in seinem Reiche verwickelten, war so vermittelnd, daß sich die Katholiken in ihren Erwartungen bitter getäuscht sahen und einen um so stärkern Haß auf den König warfen, je lebhafter die Erinnerung an seine Mutter war, die nach ihrem Urtheil sich für die katholische

*) auch Independenten. Sie verwerfen die bischöfliche Regierung, haben eine demokratische Verfassung und einen einfachen Cultus auf dem Grunde des Protestantismus.

**) Sie steht gleichsam in der Mitte zwischen Katholizismus und Protestantismus, hält die bischöfliche Würde für eine göttliche Anordnung, doch ohne den Pabst anzuerkennen und hat eine Menge katholische Gebräuche beibehalten, jedoch einem freieren Geiste huldigend.

Kirche aufgeopfert hatte. Und dieser Haß entzündete sich bei Vielen zur wilden Leidenschaft, als Jacob Anstalt machte, die gegen sie gerichteten strengen Verordnungen in Ausübung zu bringen; als er alle Jesuiten und Priester, welche ihre Weihe einer auswärtigen Macht zu danken hatten, aus dem Königreich verbannte und sich auf das Bestimmteste gegen die Oberherrschaft des Pabstes erklärte. — So lange England mit Spanien im Kriege lag, wurden in diesem Lande des dumpfen und blinden Aberglaubens, viele Entwürfe zum Verderben des Königs geschmiedet und den Schülern Loyola's, den Jesuiten anvertraut, welche bekanntlich dem Grundsatz huldigen: „der Zweck heiligt das Mittel." Als aber im J. 1604 mit Spanien Frieden geschlossen ward, sahen sich die Feinde des Königs auf sich selbst beschränkt und brüteten die verderblichsten Pläne, welche Monate lang von der Finsterniß bedeckt, langsam reiften, um desto sicherere Früchte zu tragen.

Catesby, ein Mann aus altem Adel, war der Erste, der den Plan zu einer Rache faßte, um die den Katholiken zugefügten Kränkungen zu ahnden. Er war innig mit Thomas Percy, einem eifrigen Katholiken und nahen Verwandten des Herzogs von Northumberland, verbunden. Das Gespräch der Beiden kam oft auf den traurigen Zustand, zu welchem ihre Religion in England herabgesunken sei und als einst Percy, vom Zorn überwältigt, den Gedanken äußerte, man müsse sich des Königs entledigen, machte ihn Catesby mit einem Plan bekannt, der nichts Geringeres, als die Vertilgung des Königs sammt seiner Familie und dem Parlamente umfaßte. Auch dies letztere müsse untergehn, denn der ganze hohe und niedere

Adel theile die Irrthümer des Monarchen. Um der katholischen Kirche wirksam zu dienen, müßten alle Feinde derselben mit einem Streiche vertilgt und in ein gemeinsames Grab versenkt werden. Die Gelegenheit sei vor der Thür, da die Eröffnung des Parlamentes bevorstehe. An dem Tage derselben müsse dasselbe — durch Pulver in die Luft gesprengt werden, denn leicht sei unter dem Saal von Westmünster eine Mine gegraben. Sie müsse in dem Augenblick angezündet werden, wo der König seine Rede an die Glieder des Parlaments halte. Ein Funken zu rechter Zeit — und die Kirche habe sich aller ihrer Feinde entledigt und werde siegend ihr Haupt erheben.

Percy anfangs erstaunt über die Kühnheit eines solchen Vorhabens, billigte es, nachdem ihn Catesby näher mit seinem Plane bekannt gemacht hatte. Beide kamen darin überein, denselben nur wenigen entschlossenen und treu gesinnten Männern mitzutheilen, unter welchen zunächst ein gewisser Thomas Winter war. Diesen schickten sie nach Flandern, um von dort einen Offizier in spanischen Diensten, Namens Fawkes, dessen Eifer und Verwegenheit sie kannten, herüber zu holen. Es wird behauptet, die Verschwornen hätten jedesmal, wenn sie einen neuen Eingeweihten aufnahmen, neben dem Eide, das Geheimniß treu zu bewahren, auch das heilige Abendmahl angewandt, welches ihnen einige in die Verschwörung eingeweihte Priester reichten. Unter ihnen war der Pater Garnet, Superior der Jesuiten in England und ein Andrer, Namens Termond.

Alle diese Vorbereitungen geschahen im Frühling und Sommer 1604. Die Verschwornen hatten unter Percy's

Namen ein an das Parlament stoßendes Haus gemiethet, von dem sie unter das Fundament desselben eine Mine zu graben gedachten. Aus Furcht, unterbrochen zu werden, schafften sie zuvörderst eine Menge Lebensmittel an, um ungestört arbeiten zu können. Ihre Beharrlichkeit, unterstützt vom Rachegefühl, förderte das Werk der Finsterniß. In kurzer Zeit war die Grundmauer des Parlamentshauses durchgebrochen, als plötzlich ein Theil des Ganges einstürzte und zugleich eine Masse Steinkohlen herabrollte, die von dem Besitzer des benachbarten Gewölbes hier aufbewahrt wurden. Anfangs bemächtigte sich Angst und Sorge des Gemüthes der Verschwornen, weil sie fürchteten, bereits verrathen zu sein, allein bei ruhigerem Nachdenken schien dieser Umstand ihr finsteres Werk sehr zu begünstigen. Sie durften ja nur die Steinkohlen an sich kaufen und das benachbarte Gewölbe miethen und es war wenig Arbeit und Mühe mehr übrig, ihr Unternehmen auszuführen. Der Besitzer war dazu bereitwillig, die Steinkohlen wurden gekauft und zum Schein ein Theil davon fortgeschafft; das Gewölbe wurde von Percy auf ein Jahr gemiethet und nun schaffte er in dasselbe nach und nach 36 Fässer Pulver hinein, welche sorgfältig mit gehacktem Holz und Reisigbündeln bedeckt wurden. Unter jenen waren 4 Fässer von bedeutender Größe, die mit eisernen Stangen und großen Steinen belastet wurden, um die Explosion noch mörderischer zu machen.

Des Erfolges gewiß beschäftigten sich nunmehr die Verschwornen, ihre übrigen Unternehmungen zu ordnen. Der König, die Königin und der Prinz von Walis, sollten sich zur Eröffnung des Parlamentes einfinden. Doch

da der zweite Sohn des Königs noch zu jung war, um dieser Versammlung beizuwohnen, so übernahm es Percy, sich desselben zu bemächtigen und ihn über die Seite zu bringen. Die Prinzessin Elisabeth, ein Kind von 5 Jahren, ward bei Lord Harrington in Warwikshire erzogen. Die Ritter Digby, Rookwod und Grant versprachen, ihre Freunde unter dem Vorwand einer Jagdparthie zu versammeln, sich der Prinzessin zu bemächtigen und sie zur Königin auszurufen. Gerade die zarte Jugend derselben paßte den Verschwornen, da dieser Mangel an Selbstständigkeit eine vormundschaftliche Regierung zur Folge haben mußte und man überzeugt war, diese in die Hände der Jesuiten spielen zu können.

Die Annäherung des Tages der Rache erregte in den Verschwornen einen so an Wahnsinn gränzenden Frohsinn, daß sie alle persönliche Sicherheit hintenansetzten. Sie bedachten nicht, daß die zügellose Wuth des Volkes sich gegen sie wenden und die Ermordung der königlichen Familie und der beiden Parlamente, nebst Tausenden von Zuschauern aus den vornehmsten Ständen durch eine allgemeine Niedermetzelung der Katholiken rächen werde. Doch was kümmert die blinde wahnsinnige Leidenschaft der Jammer zahlloser Familien, der Fluch der Mit- und Nachwelt und ihr eigener Untergang! Kann sie sich selbst nur sättigen und ihren Blutdurst stillen, so betritt sie freudig die Richtstätte, um ihre Strafe zu dulden.

Unterdeß nahte der verhängnißvolle Tag, an dem die schwarze That ausgeführt werden sollte, der 5. November — und die Verschwornen waren berechtigt, an einen erwünschten Erfolg derselben zu glauben. Denn so viel Personen — es waren mehr denn 20 — in das

furchtbare Geheimniß eingeweiht waren; bis jetzt hatten weder Gewissensbisse, noch Furcht vor der Strafe, noch der lockende Reiz der Belohnung irgend Jemand unter ihnen zum Verrath des Geheimnisses verleitet. Und dennoch wurde es durch eine höhere Fügung zum Heil von Tausenden in dem Augenblick entdeckt, als Alles bereitet war, die Unthat auszuführen. Je näher die entscheidende Stunde kam, desto stärker erwachte in der Brust Eines der Verschwornen (sein Name ist nie bekannt geworden) das Gefühl der Freundschaft und Dankbarkeit und was Furcht, Eigennutz und Reue nicht vermochte, bewirkte das Mitleid. Es war diesem Einen nicht möglich, den Gegenstand desselben ungewarnt zu lassen und ihn dem Untergange zu weihen. So erhielt denn kurz vor Eröffnung des Parlamentes der Lord Monteagle, dessen Vater unter Elisabeths Regierung wegen Anhänglichkeit an das Pabstthum manche Verfolgung ausgestanden hatte, einen Brief folgenden Inhalts:

„Mylord! Die Liebe gegen Sie und Ihre Familie macht mir Ihre Erhaltung theuer und drum verschmähen Sie nicht die Stimme der Warnung. Ist Ihnen das Leben theuer, so ersinnen Sie irgend einen Vorwand, um aus der bevorstehenden Parlamentssitzung fortzubleiben, denn Gott und Menschen haben zusammengewirkt, um die Ruchlosigkeit des Zeitalters zu strafen. Begeben Sie sich auf Ihr Landgut. Dort können Sie ruhig den Ausgang erwarten. Lassen Sie sich nicht durch den Schein der öffentlichen Ruhe täuschen, die Ihnen vielleicht jede Warnung als leeres Schreckbild darstellt. Glauben Sie mir, es schwebt ein furchtbares Schicksal über dem ganzen Parlamente. Man wird nicht ahnen, von wem der Schlag

geführt wird, noch von wannen er kommt. Noch einmal: folgen Sie dem gutgemeinten Rathe. Es ist Ihnen ein Leichtes, eine Gefahr zu vermeiden, die Sie sonst unabwendbar treffen wird. Verbrennen Sie diesen Brief und machen Sie den besten Gebrauch von seinem Inhalt. Gottes allmächtigem Schutze empfiehlt Sie Ihr — unbekannter Freund."

Der Lord konnte sich freilich nicht davon überzeugen, daß es mit dieser Warnung ernstlich gemeint sei; er sah darin vielmehr nur einen Versuch, ihn bei den bevorstehenden Verhandlungen außer Thätigkeit zu setzen — allein er hielt es doch für gerathen, das seltsame Schreiben dem Staatssekretair Lord Salisbury zu übergeben. Dieser nahm die Warnung ernstlicher, wenn er gleich nicht begreifen konnte, wie dem gesammten Parlamente eine solche Gefahr drohen könne. Jedoch wollte er ohne den König Nichts unternehmen, dessen Rückkehr von einem Lustschlosse, wo er einige Zeit verweilt hatte, jede Stunde erwartet wurde. Der vorsichtige und besonnene Monarch war nicht wenig erschrocken, als er den warnenden Brief las. Sein Scharfsinn ließ ihn aus dem ernsten und dringenden Ton, der sich in ihm aussprach, auf irgend einen verbrecherischen Anschlag gegen die Regierung schließen und er kam plötzlich auf den Gedanken, daß ein Schlag, der mit einem Male das ganze Parlament vernichten werde, von dem man, nicht ahne, woher er komme, ein plötzlicher und doch so fürchterlicher Schlag, nur durch die ungeheure Gewalt des Pulvers ausgeführt werden könne. Kaum hatte sich diese Vorstellung seiner Seele bemächtigt, als er auch schon den Befehl gab, alle Gewölbe unter dem großen Parlamentsgebäude sofort auf

das Genaueste zu durchforschen. Dieser Auftrag wurde dem Grafen von Suffolk, in seiner Eigenschaft als Lord-Kammerherr, anvertraut. Aus Vorsicht verschob dieser die Nachsuchung bis zum Tage vor der Versammlung. Er bemerkte die ungeheure Masse Brennholz, die unter dem Saale der Lords lag. Seine Augen fielen auf Fawkes, der in einem dunklen Winkel des Kellers stand und sich für einen Bedienten des Sir Thomas Percy ausgab. Der entschlossene und verwegene Muth, der diesen Menschen vor allen seinen Mitschuldigen auszeichnete, war so ganz seiner Haltung eingeprägt, daß er dadurch dem Lord verdächtig ward. Außerdem war ein so beträchtlicher Holzvorrath, für einen Privatmann, der sich gewöhnlich nur kurze Zeit in London aufhielt, sehr auffallend. Die Zusammenstellung dieser Umstände bewog den Grafen, den ganzen Keller sorgfältig zu untersuchen. Auch der Friedensrichter erhielt Befehl, sich zu diesem Zweck einzufinden. Da er Fawkes an der Thür fand, ließ er ihn sofort festnehmen, und befahl dann die Reisigbündel fortzuschaffen. Mit Schrecken fand man darunter jene 36 Fässer mit Pulver. Darauf wurde Fawkes selbst visitirt und man fand in seinen Taschen Lunten und alle zum Anzünden des Pulvers nöthige Geräthschaften. Als der Elende sein Vorhaben entdeckt sah, äußerte er seinen Schmerz, den Augenblick nicht erleben zu können, an den Feinden seiner Kirche Rache zu nehmen. Vor seinen Richtern behauptete er dieselbe Frechheit und beharrte in seiner Weigerung, seine Mitschuldigen anzugeben. Diese Halsstarrigkeit hielt so lange an, bis er im Kerker des Towers seinem Nachdenken überlassen war. Die Unmöglichkeit, sich aus ihm zu befreien, so wie die Aussicht auf

die Folter, womit man ihm drohte, schlug seinen Muth nieder. Er gab seine Mitschuldigen an, zum Theil angesehene Männer von altem Adel, großen Reichthümern und äußerlich unbescholtenem Charakter, die bloß ein blinder Religionseifer zu diesem Verbrechen verleitet hatte.

Die Nachricht von der Verhaftung des Fawkes war kaum in London bekannt geworden, als die Verschwornen eiligst nach der Grafschaft Warwik flüchteten, wo Mehrere ihrer Genossen, in dem festen Vertrauen, die Verschwörung müsse gelingen, bereits die Waffen ergriffen hatten, um sich der jungen Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen. Allein als es dieser gelang, zu entkommen und der Anhang der Verschwornen sich nicht vermehren wollte, so mußten sie, statt anzugreifen, auf ihre eigene Vertheidigung bedacht sein. Das versammelte Landvolk rückte auf sie los und umzingelte sie von allen Seiten. Die Verschwornen und ihre Anhänger waren nur 80 Mann stark. Als sie sich überall umringt sahen und zu entkommen verzweifelten, bereiteten sie sich zum Tode vor, beichteten, erhielten die Absolution und trafen dann Anstalt, ihr Leben theuer zu verkaufen. Doch auch dieser letzte Trost blieb ihnen versagt. Ein Theil ihrer Munition fing Feuer, wodurch sie aller Vertheidigungsmittel beraubt wurden. Wüthend stürzte das Volk über sie her. Percy und Catesby wurden von den ersten Schüssen getödtet; Digby, Rookwod, Winter, der Pater Garnet, Tresham und alle Uebrigen wurden ergriffen und vor Gericht gestellt. Hier schienen die Angeklagten die bisher bewiesene Kühnheit gänzlich verloren zu haben. Ohne sich auf eine Vertheidigung einzulassen, empfahlen sie sich, wenn gleich vergeblich, der Gnade des Königs. Es wurde gegen sie

das Todesurtheil ausgesprochen. Mehrere von Ihnen wurden enthauptet, Andere gehängt. Zu diesen Letzteren gehörte der Superior der Jesuiten, Pater Garnet, der trotz aller Spitzfindigkeiten, womit er sich vertheidigte, dennoch dem Strick nicht entging.

Wenige Stunden nur noch durfte diese Verschwörung unentdeckt bleiben und ein Verbrechen wäre ausgeführt worden, das der Geschichte eines ganzen Volkes eine andere Wendung gegeben hätte. Doch das Auge der Vorsehung wachte, und so mußte ein zufälliger Umstand — das Mitleid mit einem verehrten Freunde — dazu dienen, das schwarze Gewebe finsterer und blutdurstiger Leidenschaft zu zerreißen und von zahllosen Familien ein Unglück abzuwenden, dessen Folgen von unabsehbarem Einfluß gewesen wären.

Gustav Adolphs Tod

in der Schlacht bei Lützen im J. 1632.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube.
Ein theures Gut will schwer errungen sein.
Eh' mit dem Oelzweig naht die Taube,
Muß sich das Herz dem Opfertode weihn.

Gustav Adolph, König von Schweden, der Verfechter der protestantischen Glaubens- und Gewissensfreiheit, beugte seit seiner Ankunft in Deutschland die Macht Oesterreichs und der katholischen Liga. Tilly war nach der Niederlage bei Breitenfeld, am Lech gefallen und Kaiser Ferdinand mußte sich, da es an einem Heer und einem Feldherrn fehlte, in die bittere Nothwendigkeit fügen, den verstoßenen Wallenstein zu rufen, den Einzigen, der den Schweden gewachsen zu sein schien. Der berühmte Feldherr warb sofort unter harten und den Kaiser demüthigenden Bedingungen ein Heer und führte es dem Schwedenkönig entgegen. Nachdem beide sich eine Zeit lang vor Nürnberg beobachtet und in kleinen, wenn gleich hitzigen Gefechten versucht hatten, warfen sich Wallensteins raubsüchtige Schaaren in's Vogtland, Thüringen und Meißen, hoffend, die Schweden würden dafür das nahe Baiern überschwemmen. Allein Gustav Adolph zog es vor, den bedrängten Bundesgenossen zu Hülfe zu eilen und folgte rasch dem kaiserlichen Heere, indem er auf seinem Marsche Erfurt, Naumburg und Weißenfels besetzte,

um in Sachsen festen Fuß zu fassen. Ueberall wurde er in dem verheerten Lande mit einer an Anbetung gränzenden Verehrung empfangen. In Naumburg lagen die Einwohner am Wege auf den Knieen und streckten ihrem Retter dankend und weinend die Hände entgegen. Er in seiner Demuth rief bei diesem Anblick: „ich fürchte, daß Gott mich strafen wird, denn diese Menschen ehren mich wie einen Gott."

Der überraschte Wallenstein wurde dadurch zwar in seinem Marsche aufgehalten, allein da die Jahreszeit bereits sehr ungünstig war, der König sich überdies bei Weißenfels verschanzte, so ahnte er in diesem Spätherbst keinen Angriff mehr, entsandte den General Pappenheim nach Halle und verlegte seine Regimenter in die umliegenden Dörfer von Leipzig und Lützen. Doch kaum hatte der König hievon Kunde erhalten, als er rasch aufbrach und seinem Gegner eine Schlacht anbot. Die Ehre erforderte es, sie anzunehmen. Eiligst wurde Pappenheim davon unterrichtet und zurückgerufen, die Regimenter sammelten sich und drangen bis in die Ebene von Lützen vor. In ihr sollte das Schicksal des Krieges entschieden werden. Beide Heere lagen in Kanonenschußweite die Nacht vor der Schlacht einander gegenüber und eine tiefe Stille schwebte über die Gegend, die bald das Sterbebett von Tausenden werden sollte.

Endlich brach der in der Geschichte Deutschlands, wie der protestantischen Kirche so verhängnißvolle 6. November *) 1632 an. Der König war entschlossen, sogleich beim Anbruch des Tages den Angriff zu unternehmen,

*) alten Styls.

jedoch ein dichter Nebel verhüllte die ganze Gegend so undurchdringlich, daß der Angriff aufgeschoben werden mußte und nur einzelne Reiterschaaren sich von beiden Seiten in unnützem Schwertkampf maßen. In tiefer und feierlicher Andacht hielt während deß das schwedische Heer den gewohnten Gottesdienst und sang unter Begleitung von Pauken und Trompeten Luthers Kernlied: „eine feste Burg ist unser Gott!“ Der fromme König warf sich im Angesicht seiner Krieger nieder auf die Knie und betete und gab dann dem Heere die Loosung: „Gott mit uns,“ während die der Kaiserlichen „Jesus Maria“ war. Endlich fiel der Nebel etwas und einzelne Kanonenschüsse unterbrachen die feierliche Stille. Der König ritt in sehr ernster Stimmung, vielleicht im vorahnenden Gefühl seines nahen Todes, durch die Reihen seiner Krieger und ermahnte Alle zur Tapferkeit. Statt des Harnisches war er an dem Tage mit einem leichten Koller bekleidet, weil eine leichte Quetschung an der Schulter ihm das Tragen des Panzers, auf den er bei seinem frommen Glauben überhaupt nicht viel gab, nicht erlaubte. Auch Wallenstein verließ die Sänfte, an die ihn die Gicht gefesselt hielt und ordnete zu Roß Alles zu dem bevorstehenden blutigen Kampfe an. Seine Schlachtlinie stützte sich rechts auf das Städtchen Lützen und die vor demselben liegenden Windmühlen. Auch waren die Gärten dazwischen mit leichten Truppen besetzt. Der linke Flügel lehnte sich an den sogenannten Floßgraben, einen Kanal, der die Saale mit der Elster verbindet und in nordwestlicher Richtung das Feld durchschneidet. Sein Fußvolk stand in tiefen Kolonnen. Eine Batterie von 7 Kanonen deckte die Front, die überdies durch den Graben der Landstraße,

welcher rasch vertieft, eine hohe treffliche Brustwehr bildete, geschützt war. Die übrigen Batterien standen auf dem Windmühlenberge und bestrichen die schwedischen Reihen in schräger Richtung. Auf dem linken Flügel hielten Piccolomini's geprüfte schwere Panzerreiter, auf dem rechten desgleichen mehrere Geschwader schwerer Reiterei. Die äußersten Spitzen der beiden Flügel nahmen Isolani's Croaten ein. Wallensteins Heer war zwar, trotz der Entsendung Pappenheims und der Schaaren unter Gallas, die noch an der böhmischen Grenze standen, größer als das schwedische, allein man muß davon den ungeheuren Troß abziehen, der in Weibern, Kindern, Troßbuben und anderem Gesindel bestand und nicht zu gering auf 10,000 Köpfe geschätzt wird, so daß sich die Stärke des eigentlichen Heeres nicht höher als auf 30,000 Mann belief.

Die Schweden standen dagegen wie bei Breitenfeld in 2 Linien, das Fußvolk 6 Mann hoch, die Reiter in 3 Gliedern. Diese befanden sich auf den Flügeln, jedoch wieder von kleinen Schaaren Musketiere unterbrochen, welche bei einem Rückzug der Reiter, sich schlossen, vorgingen und die Fliehenden aufnahmen. Den rechten Flügel führte der König. Auf demselben standen im ersten Treffen die schwedischen, im zweiten die deutschen Reiter. Die Mitte bildeten 8 Regimenter Fußvolk, drei davon in erster Linie, geführt vom Grafen Nils Brahe, die übrigen in zweiter Linie unter dem Feldmarschall Kniphausen. Unter jenen befanden sich das gelbe Regiment (des Königs Garde) und das blaue *) unter dem Obrist

*) Die schwedischen Regimenter hatten ihren Namen von der Farbe des Feldzeichens des ältesten Obristen in der Brigade. So waren auch die Farben der Fahnen.

Winkel. — Den linken Flügel, unter dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, bildeten 6 Regimenter, Deutsche, Kur- und Liefländer; zwei von ihnen standen in Reserve. Die ganze Artillerie, aus 60 Geschütz bestehend, war überall vertheilt, die schwere vor dem Fußvolk, die leichtere vor den Reitergeschwadern. So geordnet, erwartete das Heer das Fallen des Nebels, um sofort die Blutarbeit zu beginnen. Gegen 11 Uhr verzog sich derselbe und die Sonne beleuchtete den ebenen, kaum von einem Baum oder Strauch unterbrochenen Kampfplatz. Die schlagfertigen Heere näherten sich einander, die Flügel nach Ost und West gekehrt, während das Städtchen Lützen, auf Wallensteins Befehl angezündet, in lichten Flammen stand. Jetzt gab der König das Zeichen zur Schlacht. Mit dem Blick zum Himmel rief er: „nun wollen wir in Gottes Namen daran. Jesu, Jesu! laß uns heute zur Ehre Deines heiligen Namens streiten!“ — Dann schwang er den Degen und kommandirte: „vorwärts!“

Mit muthiger und ruhiger Haltung rückten die Schweden gegen den von den Kaiserlichen besetzten Graben der Landstraße vor und griffen mit raschem Ungestüm den Feind an. Ein heftiges Kanonen- und Musketenfeuer empfängt die Regimenter und wirft sie rottenweise nieder und die Tollkühnen, die an den Rand des hochaufgeworfenen Grabens hinaufklettern, werden mit Piken und Hellebarden durchbohrt. Gustav Adolph, nicht weit davon an der Spitze seiner Reiter haltend, bemerkt kaum das Zurückweichen seiner Schaaren, als er vom Pferde springend und selbst eine Pike ergreifend, sie zu einem erneuerten Angriff ermuthigt. Freudig folgen die treuen

Schweden und ein neuer mörderischer Kampf beginnt. Bald rücken sich die Feinde einander so nahe, daß das Schießen aufhört und Mann gegen Mann mit Gewehrkolben, Piken und Schwerdtern kämpft. Schon füllt sich der Graben mit Leichen, was den Angriff erleichtert. Dennoch halten die Kaiserlichen Stand, bis endlich das blaue Regiment die feindliche Linie durchbricht und über beide Gräben dringt. Das Leibregiment und andere tapfere Schaaren folgen ihm; die kaiserliche Batterie wird gestürmt und sogleich die verheerende Mündung des Geschützes gegen die Katholischen gerichtet. Ihre Vierecke werden eins nach dem andern durchbrochen und schon sind die Schweden im Begriff, auch über das zweite Treffen herzufallen und dadurch das ganze feindliche Centrum zu sprengen, als General Holk mit seinen Kürassieren dem Kampfe eine andere Wendung giebt und den Schweden für den Augenblick den schwer erkämpften blutigen Lorbeer entreißt.

Die finnischen Reiter hatten nämlich dem rasch vordringenden Fußvolk nicht schnell genug über den Graben folgen können. Es waren daher die Flanken desselben unbedeckt und bei der überdies eingetretenen Unordnung, die so leicht in der Hitze des Verfolgens entsteht, der Reiterei bloßgestellt. Mit ungeheurer Gewalt warfen sich die schweren Panzerreiter in den Haufen der Verfolgenden und wenn gleich muthig mit Piken und Hellebarden empfangen, bahnten sie sich bald einen blutigen Weg und lichteten die Reihen der Schweden. Wallenstein aber ordnete besonnen und ruhig während deß sein Fußvolk, griff das feindliche von vorne an und warf es, indem er die verloren gegangene Batterie wieder eroberte, über den

Graben zurück. Doch jetzt eilen die finnischen Reiter, den König an der Spitze, dem weichenden Fußvolk zu Hülfe, greifen die kaiserlichen Geschwader von der Seite mit Nachdruck an, stürzen die Vordersten auf die Hintersten und verbreiten Schreck und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des feindlichen Heeres. Der Sieg schien auf diesem Flügel vollkommen entschieden zu sein, indem auch das Fußvolk wieder die Brustwehr des Grabens erstiegen hatte.

Weniger günstig gestaltete sich der Kampf für die Schweden auf ihrem linken Flügel. Dort beherrschten die feindlichen Batterien auf dem Windmühlenberge das ganze schwedische Vordertreffen, das in dem mörderischen Feuer nicht Stich haltend, eine rückgängige Bewegung machte und seine Batterien hinter der Wohnung des Müllers aufpflanzte, um das feindliche Feuer zu erwiedern. Da hierdurch Nichts erreicht werden konnte, eilte der König, nachdem er dem General Kniphausen die Leitung des siegenden rechten Flügels anvertraut hatte, mit dem smaländischen Reiterregiment (dessen Obrist Graf von Steenbock verwundet aus dem Getümmel der Schlacht gebracht worden war) dem entmuthigten Flügel zu Hülfe und erneuerte den Angriff. Durch eine Schwenkung des Flügels fiel Herzog Bernhard dem Feinde in die Flanke und es entspann sich jetzt einer der blutigsten und hartnäckigsten Kämpfe, da die Kaiserlichen keinen Fuß breit wichen, sondern die Schweden mit rasender Erbitterung empfingen.

In diesem Augenblick, wo ein dicker Dampf die ganze Gegend einhüllte, kam Gustav Adolph, überdies durch sein kurzes Gesicht getäuscht, von seinen Reitern ab und

stieß, nur von 2 Edelknaben begleitet, auf einige verirrte Panzerreiter vom Regiment Piccolomini und wurde von ihnen niedergeschossen. Dasselbe Schicksal hatten seine Begleiter. Allein, da über den Tod des großen Königs noch mancher Schleier ruht, der auch wohl nie ganz gelüftet wird, so mag es verstattet sein, die verschiedenen Erzählungen zusammenzustellen, die das Ende des ritterlichen Königs beschreiben.

Nach einigen Chronisten der damaligen Zeit, zerschmetterte zuerst eine Kugel seinen linken Arm, und zwar unter folgenden Nebenumständen. Ein kaiserlicher Corporal habe in dem Augenblick, wo der König seine fliehenden Soldaten zum Stehen gebracht, einen Musketier bei der Hand genommen und weil er gesehen, daß Jeder ihm Platz mache, zu dem Soldaten gesagt: „auf diesen schieße, denn der ist was Vornehmes!“ Auf das Geschrei, „der König blutet,“ habe er, den Schmerz nicht achtend, ausgerufen: „es ist Nichts, folget mir.“ Doch in demselben Augenblick habe ihn eine zweite Kugel getroffen und ihm den Rückgrath zerschmettert. Niedersinkend und im Steigbügel hangend, habe ihn das scheugewordene Roß eine Strecke Weges mit sich fortgeschleift, bis er endlich, zu Boden sinkend, von neuen Schüssen, die ihm den Tod gaben, durchbohrt worden sei. — Andere fügen dieser Erzählung noch folgende Umstände hinzu: der König habe, als er auf die Feinde stieß, seine beiden Pistolen auf sie abgeschossen und dann zum Degen gegriffen, sei aber, von mehreren Schüssen durchbohrt, vom Pferde gesunken. Darauf hätten ihn die Reiter umringt und ihm im Ganzen 11 Wunden beigebracht. Dasselbe Schicksal hätten seine Begleiter gehabt. Die Reiter hätten alsdann

den Leichnam des Königs — was schwer zu glauben ist, — während des Kampfes entkleidet und ihn auf dem Schlachtfelde unter einem Haufen von Leichen liegen gelassen, da sie ihn für einen bloßen Offizier gehalten. — Mehr das Gepräge der Wahrheit trägt die Aussage eines Augenzeugen, des Pagen August von Leubelfingen, der wenige Tage nach der Schlacht an seinen Wunden starb. Nach derselben setzte sich der König an die Spitze des smaländischen Dragonerregiments und suchte 8 Personen aus, mit denen er vorwärts ritt, um die Stellung der Feinde genauer zu erforschen. Unter jenen befanden sich der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg und die beiden Pagen Molk und Leubelfingen. Die Reiter konnten dem flüchtigen Rosse des Königs nicht sogleich folgen und hierdurch gerieth der König mit seinem kleinen Gefolge unter die Feinde. Er vertheidigte sich so tapfer, daß er sechs derselben erlegte. Mehrere erhaltene Schüsse aber warfen ihn vom Pferde. Der Page Leubelfingen bot ihm das seinige an, doch er war zu schwach, es mit seiner Hülfe zu besteigen. Die kaiserlichen Reiter erkundigten sich nach der Person des Königs und da beide schwiegen, erhielt er einen Schuß durch den Rücken und sank mit dem Ausruf: „mein Gott, mein Gott!" zur Erde nieder. Auch der Page Leubelfingen erhielt in dem Augenblick einen Stich durch den Leib, der ihn besinnungslos zu Boden warf. Noch werden folgende Umstände angeführt: Als dem Könige der Arm zerschmettert wurde, bat er, durch Schmerz und Blutverlust erschöpft, den neben ihm haltenden Herzog Franz, ihn aus dem Treffen zu bringen. Doch eh' dies geschehen konnte, wurde er von einem kaiserlichen Reiter-

offizier (nach der Angabe des Bischofs von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, war es der Obrist von Falkenberg vom Regiment Götz) durch den Rücken geschossen. Der König versuchte, trotz der schweren Wunde, sich noch zu retten, sank aber vom Pferde, blieb im Steigbügel hangen und wurde so lange fortgeschleift, bis es dem Rosse gelang, sich von ihm loszumachen und der Leichnam blieb unter einem Haufen von Todten und Verwundeten liegen. — Beim schwedischen Heere ging damals die Sage, Herzog Franz habe ihm, nachdem ihm eine feindliche Kugel den Arm zerschmetterte, den tödtlichen Schuß beigebracht, und zwar durch den Rücken. Manches wurde zur Unterstützung dieser Meinung angeführt. Der Herzog hatte kurz vorher, ohne eine gegründete Ursache die österreichischen Dienste verlassen und war vor Nürnberg zu den Schweden übergegangen, und zwar, wie das Gerücht ging, um sich an dem Könige zu rächen, von dem er einst in früheren Zeiten eine Ohrfeige erhalten haben sollte. Darum habe er im Geheimen seine Verbindung mit Wallenstein unterhalten, darum in der Schlacht das kaiserliche Feldzeichen getragen, um daran von den Feinden erkannt zu werden; darum sich in die Nähe des Königs gedrängt, um ihn meuchlings zu tödten; darum habe er die Nachricht von seinem Tode nicht den schwedischen Generalen gegeben, sondern sich nach Weißenfels geflüchtet, die schwedischen Dienste verlassen, nachmals seinen protestantischen Glauben mit dem katholischen vertauscht und bis an sein Ende unversöhnlichen Haß gegen die Schweden geäußert. Allein viele von diesen Umständen sind völlig erdichtet, andere wenigstens nicht historisch begründet und wenn auch mancher Geschichtschrei-

der, hierauf fußend, den Herzog von dem Verbrechen des Meuchelmords nicht frei spricht, so möchte es doch gewagt sein, Vermuthungen und Gerüchte zu geschichtlichen Ereignissen zu erheben *).

Gleich nach dem Tode des Königs brachte man dem Herzog Bernhard das blutbefleckte Roß desselben, welches man aufgefangen hatte, als es ohne seinen hochherzigen Reiter durch die Reihen der Schweden lief. Die abgeschossenen Pistolen im Holfter, die starken Blutspuren und andere Umstände ließen den Tod des Königs nicht bezweifeln und der Herzog sandte sogleich eine Menge Leute aus, den Leichnam zu suchen, doch verschwieg er seinen Soldaten den unersetzlichen Verlust und ließ statt dessen die Nachricht verbreiten, der König sei gefangen genommen worden. Dadurch wurden Schweden und Deutsche bis zur Wuth entflammt und erstürmten die Stellung des Feindes mit einer Erbitterung, die Alles vor sich niederwarf, während Andere, die seinen Tod ahnten, durch die Begierde, denselben blutig zu rächen, zu gleicher Todesverachtung und der freudigsten Hingebung entzündet wurden. Während Herzog Bernhard, seines großen Lehrmeisters würdig, an seine Stelle trat und Graf Brahe die Führung des linken Flügels übernahm, wurden die Gräben von Neuem und auch der Windmühlenhügel erobert. Ueberall kämpfte Mann gegen Mann, Niemand

---

*) Der Herzog, der sich in seinen Briefen über den auf ihm ruhenden Verdacht mit Kummer äußert, hat ein Tagebuch hinterlassen, worin folgende Bemerkung vorkommt: „den 16. November (neuen Styls) schlugen wir uns bei Lützen mit dem Feinde und gewannen die Schlacht. Sr. Maj. der König ward damals in meinen Armen erschossen.“

gab und nahm Pardon, immer wilder erhitzte sich der stürmische Muth der Angreifenden und endlich schien sich der Sieg für sie zu erklären, als der besonnene General Kniphausen die kräftigen und geordneten Reserven in's Feuer führte. Allein noch einmal wandte sich das Kriegsglück und in dem Augenblick, wo der Sieg errungen war, schien er den Schweden ohne Hoffnung entrissen zu sein.

Der baierische General Pappenheim nämlich langte mit seinen Reiterschaaren, 8 Regimenter stark, bald nach 2 Uhr Nachmittags auf dem Kampfplatz an und es begann nun eine zweite ganz neue Schlacht. Auf die erste Aufforderung Wallensteins war dieser General unverzüglich von Halle aufgebrochen und um keinen Augenblick zu verlieren, mit den Reitern, dem Fußvolk, das noch mit der Plüderung der Stadt beschäftigt war, vorangeeilt. Doch die Entfernung war zu groß, um das Schlachtfeld früher, als in dem Augenblick zu erreichen, wo der Sieg für die Schweden entschieden war. Indeß Pappenheim war nicht gewohnt, feigherzig dem Strom der Flucht sich anzuschließen, vielmehr rückte er mit schneller Entschlossenheit in den kaiserlichen linken Flügel ein und da er hörte, daß ihm hier der König gegenüber stehe, so warf er sich voll Begierde, seinem verhaßten Gegner endlich einmal im Gefecht zu begegnen, mit dem größten Ungestüm auf die erschöpften Schweden. Zwar konnte sein Wunsch nicht erfüllt werden, denn der, den er suchte, war nicht mehr unter den Lebendigen, allein sein Angriff hatte den glänzendsten Erfolg und wäre entscheidend gewesen, wenn er eine Stunde früher hätte geschehen können. Die bereits zweimal verloren gegangene Batterie wurde wieder genommen und nach einem hartnäckigen Kampfe lagen die

schwedischen Helden, in den Reihen, worin sie gekämpft hatten, daniedergestreckt. Das ganze gelbe Regiment war vernichtet. Ueberwältigt durch die Uebermacht, wich der schwache Rest der übrigen Regimenter über den mit Leichen gefüllten Graben zurück und unwiderstehlich drang Pappenheim nach, um auch ihn zu vertilgen. Doch im Buche des Schicksals war es anders beschlossen. Mitten auf seiner Siegesbahn traf ihn eine Falkonetkugel in die Seite und verwundete ihn zum Tode. Er wollte seinem Schmerz gebieten, aber die Kräfte verließen ihn und darum brachten ihn die Seinen vom Schlachtfelde. Als er hier den Tod des Königs vernahm, sagte er zu seinem Adjutanten: „eile zu Wallenstein und melde ihm, daß ich tödtlich verwundet bin, aber daß ich zufrieden sterbe, da ich weiß, daß auch der unversöhnliche Feind meines Glaubens geblieben ist *).“

Mit seinem Fall erlosch der Siegesstern der Kaiserlichen. Der Muth entsank ihnen, sie geriethen in Unordnung und nur ein sich schnell erhebender Nebel verbarg sie den wieder vorrückenden Schweden. Zwar wurden sie durch General Piccolomini von Neuem gesammelt und geordnet und warfen sich auf das blaue Regiment, das fast ganz aufgerieben ward, allein den Sieg konnte dies letzte Blutbad nicht mehr erringen. Herzog Bernhard ordnete, wiewohl die Dämmerung schon einbrach, mit Ruhe die Reste der Regimenter, führte die Reserven, die noch wenig gelitten hatten, in's Feuer, drang zum letzten Mal über den verhängnißvollen Gra-

*) Er starb den Tag nach der Schlacht. Sein Leichnam wurde in Prag beigesetzt.

ben und eroberte abermals die dort aufgestellte Batterie, die schon so viel Blut gekostet hatte. Diese Ausdauer verbreitete unter den Feinden Schrecken und Verwirrung, welche durch einen zufälligen Umstand noch erhöht wurde. Es flogen nämlich im Rücken der Kaiserlichen mehrere Pulverkarren krachend in die Luft. Da glaubte denn ein Jeder, schon umzingelt zu sein und der noch bis dahin geordnete Rückzug artete in zügellose Flucht aus. Vergebens suchte Wallenstein die Fliehenden zum Stehen zu bringen; vergebens setzte er sich der größten Gefahr aus. Selbst die Stimme des gefürchteten Feldherrn vermochte Nichts über die Bestürzten, die Alles verloren gaben. Er wurde in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Bluttriefend bestieg der verwundete Piccolomini das siebente Pferd und stürzte sich, um den Sieg gewaltsam an sich zu reißen, mit den zusammengerafften Reitergeschwadern auf die vordringenden Schweden. Doch es war umsonst. Sie wurden geworfen und überließen nun endlich den Siegern das schwer erkämpfte Schlachtfeld. Die hereinbrechende Dunkelheit des Novemberabends, noch vergrößert durch den wieder aufsteigenden Nebel, setzte dem Blutvergießen, so wie der Verfolgung, eine rasche Gränze. Ungestört durch die Sieger, die durch die Blutarbeit zum Tode erschöpft waren, zogen sich die Kaiserlichen, mit Zurücklassung der gesammten Artillerie und Bagage, nach Leipzig zurück. Hierher wandte sich auch Wallenstein mit einem kleinen Gefolge. Zwar erschien in diesem Augenblick das Pappenheimsche Fußvolk, 8000 Mann stark, auf dem Schlachtfelde, allein es war zu spät, die Schlacht entschieden und so kehrte es, ohne einen Angriff zu wagen, ebenfalls nach Leipzig zurück. Herzog Bernhard

dagegen ließ in der Nähe des Schlachtfeldes sein Heer von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, gefaßt auf einen Versuch des Feindes, am folgenden Tage die Schlacht zu erneuern. Allein Wallenstein zog sich nach Böhmen zurück, zufrieden mit der einen Trophäe, dem Tode seines gefürchteten Gegners.

Diese Schlacht bei Lützen, eine der blutigsten, welche jemals geliefert worden ist, kostete beiden Theilen gegen 9000 Todte; eine ungeheuere Zahl, wenn man die geringe Stärke beider Heere erwägt. Denn ungefähr wurde jeder fünfte Mann ein Opfer dieses entsetzlichen Kampfes. Noch größer war die Zahl der Verwundeten und unter den Kaiserlichen befand sich kaum Einer, der das Treffen völlig unverletzt verlassen hätte. Die ganze Ebene von Lützen bis zum Floßgraben war mit Verwundeten, Sterbenden und Todten bedeckt. Viele der vornehmsten Führer waren auf beiden Seiten gefallen, unter ihnen auch der tapfere Obrist Nihls Brahe, Führer des gelben Regiments; mancher Andere starb an den erhaltenen Wunden. Doch gern würde das schwedische Volk diese Opfer gebracht haben, wenn ihm nur sein theurer König wäre erhalten worden. Was galt den Siegern die Erringung einer Spanne Erde, die von seinem Blute gefärbt war! Was die reiche Beute, die ihnen zufiel, da sie das Theuerste, was sie besessen hatten, dem Grabe übergeben mußten! Daher mischte sich in die Siegesfreude Wehklagen und Jammer und mit stummem Schmerze suchten sie den, dem sie Treue bis zum Tode gelobt hatten.

Die entseelte Hülle des Königs, ausgeplündert, zertreten, von Blut und neun Wunden furchtbar entstellt und vom Obrist Stahlhantske und seinen tapfern Fin-

nen dem Feinde entrissen, wurde zuerst hinter die Linie nach dem Dorfe Meuchen gebracht und dort anfangs in der Kirche vor den Altar, dann im Hause des Küsters, der zugleich ein Tischler war, nach Herausnahme der Eingeweide in einen einfachen Sarg gelegt und nach Weißenfels gebracht, wo die Königin Eleonore den geliebten Gemahl, den sie wenige Tage vorher zu Erfurt in der Kraft der Jahre *) und in der Fülle der Gesundheit hatte scheiden sehen — als Leiche wieder fand. Von dort wurde die einbalsamirte Leiche, in Begleitung der königlichen Wittwe und des nachmaligen Reichskanzlers Oxenstierna über Wittenberg, Brandenburg, Wolgast nach Pommern geführt, wo sie bis zum 16. Juni des folgenden Jahres blieb. An diesem Tage wurde sie unter großen Feierlichkeiten, an denen der Kurfürst von Brandenburg (des Königs Schwager) und dessen Familie Theil nahm, nach Schweden eingeschifft. Doch erst im J. 1634 ward sie von Nyköping nach Stockholm gebracht und dort in der vom Könige selbst angelegten Kapelle der Ritterholmskirche beigesetzt. Die Stelle aber, wo der hochherzige Monarch seinen Tod fand, wurde bald nach der Schlacht durch einen mächtigen Stein — den Schwedenstein — bezeichnet, der durch 13 Bauern aus Meuchen, nach Anleitung eines Reitknechtes des Königs, der Zeuge seines Todes gewesen war, herbeigewälzt wurde. Erst den neuesten Zeiten war es vorbehalten, dies einfache Denkmal mit einem glänzenden und geschmackvollen zu vertauschen, das vor kurzem unter dem Zudrang von vielen Tausenden feierlich aufgestellt wurde.

---

*) Er erreichte nur ein Alter von 38 Jahren.

Wallenstein, ergrimmt über seine Niederlage, die alle seine Nebenbuhler und Feinde dem Uebermüthigen gönnten, schob alle Schuld derselben auf die Feigheit seiner Offiziere und ließ über viele derselben in Prag ein Kriegsgericht halten. Vierzehn von ihnen wurden enthauptet, sieben gehängt und die Namen von mehr denn 50 anderen hohen und niederen Offizieren an den Galgen geschlagen, während sie selbst fortgejagt wurden. Doch auch ohne diese blutige und grausame Rechtfertigung verzieh ihm der Kaiser und die katholische Kirche seine Niederlage, da der mächtigste und furchtbarste Feind des katholischen Glaubens bei ihr sein Ziel gefunden hatte. Darum wurden in Wien, München und anderen katholischen Residenzen wegen des Todes des Schwedenkönigs Freudenfeste angestellt und ein Gott lästerndes De Teum gehalten. Doch kein edeldenkender Deutscher theilte diese niedrige Freude. Nur Fanatiker, verfinsterte Priester und verblendete Fürsten sahen in dem Tode Gustav Adolphs einen Fingerzeig Gottes, daß er sein Angesicht von den evangelischen Christen abgewendet habe und frohlockten über dies Zeichen seiner strafenden Gerechtigkeit. Tiefe schmerzliche Trauer dagegen erfüllte alle die Tausende von Unterdrückten und Gemißhandelten, denen der Name Gustav Adolph ein freundlicher Hoffnungsstrahl in der Nacht ihres Lebens war. Sie trauerten und klagten, denn ihr Beschirmer und Retter war dahin, der freundliche, herablassende, mildgesinnte fromme König, in dessen Brust ein reines Herz schlug, der die Leiden seiner Brüder tief empfand und ihnen abzuhelfen gelobt hatte. Indeß sein Wirken hörte mit seinem Tode nicht auf. Was er wollte

und erstrebte, war eine Saat, die in seinem Blute nicht erstickte, sondern erstarkte und wenn auch die Stürme, unter denen sie aufging und reifte, noch 16 Jahre verheerend über das deutsche Vaterland zogen: die Erndte derselben blieb dennoch nicht aus. Sie hieß protestantische Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Die Pest in Neapel.

(Im J. 1656.)

Durch die Straßen der Städte
Vom Jammer gefolget,
Schreitet das Unglück.
Lauernd umschleicht es
Die Häuser der Menschen.
Heute an dieser Pforte pocht es
Morgen an jener —
Aber Keinen hat es verschont.

Schiller.

So wie in den neuesten Zeiten die Cholera gleich einem Würgengel von Stadt zu Stadt, von Land zu Land umherzog und Hunderttausende unter großen Qualen dahinraffte; so durchzog in den früheren Jahrhunderten die Pest von Süden nach Norden und von Osten nach Westen alle Länder unsers Welttheiles und verödete oft in wenig Wochen und Monden die volkreichsten Städte und Provinzen, da keine Kunst der Aerzte ihre Angriffe zu mildern und ihren Schrecken und Entsetzen verbreitenden Ueberfällen eine Schranke zu setzen verstand. Schon bei Nennung ihres Namens erblaßte der Muthigste, zitterte der glückliche Familienvater, denn sie glich einem Ungeheuer, das ohne Schonung und Erbarmen über ganze Länder das Leichentuch legte. — Aus der Menge grauenvoller Scenen, die ihr Dasein veranlaßte, möge hier eine

herausgehoben werden, welche Alles in sich faßt, was sie zu einem Bilde des Entsetzens macht und es uns mit Dank empfinden läßt, daß dieser Würgengel seit vielen Jahrzehnden nur auf wenige Erdstriche Asiens und Afrika's beschränkt worden ist.

* *
*

Unter der Regierung König Philipps IV. von Spanien in der Mitte des 17. Jahrhunderts, brach auf den spanischen Küsten am Mittelmeere eine ansteckende Krankheit aus, die man bald für die orientalische Pest erkannte. Denn es stellten sich bei allen davon Ergriffenen Schwindel und Betäubung, Ekel und Erbrechen, unauslöschlicher Durst, ängstliches Odemholen, Irrereden, Blutflüsse und jene furchtbaren Beulen und Karbunkeln ein, die in wenig Tagen brandig werdend, den Tod herbeiführten. Nachdem sie hier in kurzer Zeit blühende Provinzen verödet hatte, brach sie plötzlich auf der Insel Sardinien aus, um dort neue Opfer zu suchen. Auf die Kunde von der nahen Gefahr wurde sofort aller Verkehr mit der unglücklichen Insel abgebrochen und namentlich in Italien jede nur mögliche Anstalt getroffen, die verheerende Seuche abzuhalten. Leider aber wurde nicht überall auf die Befolgung der gegebenen strengen Verordnungen gehalten und besonders nicht im Königreich Neapel.

Dies Land, das Paradies von Europa, von sinnlichen, trägen und abergläubischen, wenn gleich gutmüthigen Menschen bewohnt, war damals noch eine Provinz von Spanien und wurde von Vicekönigen regiert. Diese hohe Würde bekleidete um diese Zeit der Graf Don Garcias di Avellano. Er hatte seinen Sitz zu Neapel, der volk-

reichen Hauptstadt des Königreiches, welches wenige Jahre vorher (1647) durch den Aufstand Masaniello's*) eine so gewaltsame Erschütterung erlitten hatte, daß die Gemüther noch nicht ganz beruhigt waren und in der Tiefe des leicht zu erregenden Volkes ein unversöhnlicher Haß gegen die spanische Regierung glühte.

Zwar hatte der Vicekönig ebenfalls jede Verbindung mit Sardinien abgebrochen und die strengsten Verordnungen im Betreff der dort grassirenden Seuche erlassen und schon war die halbe Insel entvölkert und die Pest im Abnehmen, als in Neapel auch nicht die geringste Spur derselben sich zeigte. Doch eines Tages lief ein Schiff im Hafen ein, welches Soldaten am Bord hatte, die nach Ausweisung ihrer Päſſe, von Genua kamen. Aus Nachlässigkeit unterließen die Hafenaufseher diesmal eine genauere Untersuchung der Galeere und erlaubten die Ausschiffung der Mannschaft. Man erfuhr in der Folge, daß dies Schiff nicht aus Genua, sondern aus Sardinien gekommen sei und der Vicekönig ist wohl kaum von dem Verdacht frei zu sprechen, daß er selbst im Geheimen den Befehl zur Ausschiffung der Soldaten gegeben habe, weil er derselben zur Verstärkung des spanischen Heeres im nördlichen Italien bedurfte.

Kurz darauf erkrankte ein Soldat und schon am dritten Tage war er eine Beute des Todes. Gleiches Schicksal hatte ein Hospitalwärter und einige Bewohner

---

*) Tomaso Aniello, ein Fischer zu Neapel, ein Mann von unternehmendem Geiste, leitete den Aufstand des Volkes gegen die spanische Regierung, herbeigeführt durch grenzenlose Bedrückungen. Doch er ward durch List und Gewalt unterdrückt und Masaniello selbst ein Opfer der Volkswuth.

in den nächstangrenzenden Häusern wurden bald darauf gleichfalls hingerafft. Zwar erregten diese rasch auf einander folgenden Todesfälle eine allgemeine ängstliche Aufmerksamkeit, zumal da man an den Leichen jene schwarzen Flecken entdeckt hatte, womit die Pest stets ihre Opfer bezeichnet und man wandte sich an einige berühmte Aerzte, deren Gutachten man begehrte und von denen auch Einer mit Bestimmtheit erklärte, daß das Uebel die Pest sei. Allein da der Vicekönig ihn dafür in den Kerker werfen ließ, so schreckte dies schändliche und despotische Verfahren, jeden Andern ab, für die Wahrheit zu zeugen und gewährte der Seuche um so mehr Zeit, sich in Neapel festzusetzen, jemehr der gewissenlose Statthalter den Fortschritten derselben ruhig zusah. Wie dringend auch die angesehensten Männer ihn aufforderten, dem schleichenden Ungeheuer eine Schranke zu setzen, ja, wie sie ihn mit Vorwürfen überhäuften: er hörte nicht darauf. — Und was bewog den Elenden dazu? Die schimpflichste und nichtswürdigste Staatsklugheit. Sein Monarch war nämlich damals mit Frankreich in Krieg verwickelt und der Vicekönig hatte von seinem Hofe die strengsten Befehle erhalten, das in der Lombardei zur Vertheidigung Mailands aufgestellte spanische Heer von Neapel aus mit Truppen zu verstärken. Dies aber durfte er nicht wagen, wenn es in dem übrigen Italien ruchbar wurde, daß in Neapel die Pest wüthe. So von den Triebfedern einer niedrigen und sündlichen Selbstsucht geleitet, opferte der feile Diener die ganze volkreiche Stadt, um sich nur seinem Monarchen gefällig zu zeigen. Und so sehr lähmte die Furcht vor dem Tyrannen die Zunge der Aerzte, daß, als sich das Volk in laute Verwünschungen gegen den

Urheber ihrer Leiden ergoß, und der Vicekönig sich genöthigt sah, zur Beruhigung der Jammernden doch etwas zu thun, — die berühmtesten Aerzte das immer weiter um sich greifende Uebel nicht für die Pest erklärten und nur den Rath gaben, durch angezündete Feuer die Luft in den Straßen zu reinigen. Doch furchtbar rächte sich diese Gewissenlosigkeit und Menschenverachtung. Dem Urtheil der feigen Aerzte zum Trotz nahm die Seuche mit jedem Tage zu und gewann einen immer bösartigeren Charakter. Ungeachtet aller angewandten Mittel starben die Kranken zu Hunderten. Unaufhörlich erschallten die Todtenglocken und Leichenzüge füllten täglich die Straßen. Furcht und Entsetzen bemächtigte sich aller Herzen und vergebens sahen sich die preisgegebenen Einwohner nach Rettung um. Man suchte sie endlich in der Religion, die freilich bei jenem sinnlichen und unwissenden Volke nichts als ein äußerer Frohndienst ist und in einem Gemisch von abergläubischen Vorstellungen und todten Ceremonien besteht.

So zogen denn Schaaren von Männern und Weibern in feierlichen Aufzügen betend und singend durch die Stadt und riefen Gott und den heiligen Januarius *), den Schutzheiligen von Neapel um Hülfe an. Auch beschloß man einmüthig, einer ehemaligen Einsiedlerin auf dem St. Martinsberge unweit Neapel, Namens Ursula, welche dem Volke als eine Heilige galt, eine Kirche daselbst aufzubauen, denn sie hatte geweissagt, daß wenn Neapel in der größten Gefahr schweben und am Abgrund

---

*) Lebte zu Anfang des 4. Jahrh. als Bischof von Benevent und endete als Märtyrer. Sein Blut thut jetzt noch Wunder.

des Verderbens stehen werde, dann werde sich ihre einfache Einsiedelei in ein prächtiges Gotteshaus verwandeln. Genug für das bigotte Volk, um in dem Aufbau desselben die ersehnte Rettung zu sehen. Ritter und Dienstleute, reiche Kaufherren und Handwerker, Greise und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen — Alles strömte ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes hinaus, um mit Aufbietung aller Kräfte die rettende Kirche aufzuführen. Ein Jeder war zu den schwersten und niedrigsten Arbeiten bereit. Steine, Kalk und andere Bausachen wurden von Tausenden herbeigeschleppt, während die Schwachen und Siechen Geld und Geschmeide opferten und so stiegen schnell wie durch Zauberei die Mauern der Kirche empor. Die Unglücklichen und Bethörten! Sie ahnten nicht, daß dies Zusammenströmen der Menschen, diese heftigen Anstrengungen und Erhitzungen während der Arbeit, das Gift der Seuche nur um so schneller verbreitete und die Empfänglichkeit für dasselbe vergrößerte. War die Pest daher früher nur auf einzelne Bezirke der weitläuftigen Stadt beschränkt, so ergriff sie von nun an alle Theile derselben und fing so furchtbar zu wüthen an, daß täglich Tausende als Opfer derselben in's Grab sanken. Nun zeigten sich alle Anstalten, sie einzuschränken, als ohnmächtige Versuche. Nun blieb dem ärmeren Theil der Bevölkerung nichts übrig, als sich unter das gräßliche Verhängniß zu beugen, während die Reichen durch schnelle Flucht dem gefräßigen Ungeheuer zu entrinnen suchten.

War es ein Wunder, wenn das leicht zu reizende, leidenschaftliche Volk die Wuth des Hasses, der schon lange gegen die Spanier unter der Asche des Zwanges geglüht hatte, nicht länger zu zügeln vermochte? Wenn

es jetzt den Zeitpunkt gekommen sah, an den verhaßten Fremdlingen, die in stolzem Uebermuth das Volk Neapels drückten, knechteten und mißhandelten, blutige Rache zu nehmen? — Ruhte doch der schwere Verdacht auf ihnen, die furchtbare Seuche herbeigerufen zu haben. Schien man doch mit Fleiß alle Vorkehrungen zur Abwendung derselben vernachlässigt zu haben. Waren doch überdies das mit Spaniern besetzte Kastell der Stadt, so wie die von ihnen bewohnten höheren Gegenden derselben von der Pest verschont geblieben. — Nur hierauf durften die vielen Mißvergnügten, französisch Gesinnten und sonstige leichtsinnige Unruhstifter hindeuten, um die gereizte Volksstimmung zu lichten Flammen anzufachen. Bald brach der Aufruhr an allen Orten aus. Leicht schenkte man dem unsinnigen Gerücht, daß die Regierung nichtswürdige Schergen im Dienst habe, welche die Brunnen vergiften, Glauben und so wie man in andern Ländern aus demselben Grunde gegen die unschuldigen Juden als Giftmischer wüthete und sie zu Tausenden umbrachte, so wüthete das empörte Volk in Neapel gegen die Spanier und jeden Fremdling, den Kleid und Sprache verrieth. Kräftig schritt zwar die Regierung ein und ließ die Anführer der Volksrotten ohne Weiteres aufhängen, wodurch denn die Ruhe wiederhergestellt ward, allein um so weniger gelang es, der Seuche Einhalt zu thun, die sich jetzt nicht mehr auf die Hauptstadt beschränkte, sondern auch die umliegenden Ortschaften ergriff und über das ganze Land Schrecken und Entsetzen verbreitete.

Zu spät bereute der Statthalter seine Fahrlässigkeit und Gewissenlosigkeit. Das Ungethüm spottete aller Maßregeln der Obrigkeit. Vergeblich richtete man eine

Menge von Hospitälern ein, befahl man eine strenge Absperrung der Straßen und Häuser. Vergeblich durchstreiften zahlreiche Truppen Tag und Nacht die Stadt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, und Hunde und andere Thiere, welche durch ihr Herumlaufen die Ansteckung befördern konnten, zu tödten. Vergeblich wurde allen Aerzten befohlen, sich ohne Ausnahme der Sorge für die Erkrankten zu unterziehen und bei Todesstrafe die Stadt nicht zu verlassen. Alle diese Maßregeln kamen viel zu spät. Die Hospitäler füllten sich in wenig Tagen so sehr, daß Niemand mehr aufgenommen werden konnte und so viel neue auch angelegt wurden, ihre Zahl reichte nicht zu, die Menge der Erkrankten zu fassen.

So bösartig wurde um diese Zeit die Krankheit, daß Menschen, die noch so eben gesund und kräftig einhergingen, plötzlich vom Schwindel befallen, todt zu Boden sanken, daß keine Absperrung den Reichsten vor dem Gifte schützte, welches den ganzen Luftraum über Neapel erfüllt hatte. Im Anfang überfiel die Kranken eine völlige Niedergeschlagenheit der Seele, verbunden mit körperlicher Entkräftung; gelinder Frost wechselte bald mit einer inneren glühenden, unerträglichen Hitze ab; es stellte sich eine Schwere und Betäubung des Kopfes ein, oder ein Schwindel, der den Erkrankten zu Boden warf. Das Gesicht wurde bleifarbig, die Augen verglasten. Bei Vielen erfolgte gleichzeitig, wie bei der Cholera, ein gallicht grünes oder schwarzes Erbrechen und ein ähnlicher Durchfall, der die Krankheit verschlimmerte. Ein Irrereden, das zuweilen zur Raserei sich steigerte, trat kurz vor dem Tode ein, der bei den Meisten schon nach 24 Stunden dem schrecklichen und qualvollen Zustande ein Ende machte

bei Vielen auch innerhalb wenig Stunden nach Beginn der Krankheit erfolgte. Bei Andern zeigten sich gleich anfangs schmerzhafte Beulen in den Weichen, unter den Achseln, am Halse, oder Karbunkeln, kleine schwarzgelbe, brandige Blätterchen über den ganzen Körper, welche sofort in Eiterung übergingen und den Tod herbeiführten. Nur Wenige hatten so viel Naturkraft, oder so völlig unverdorbene Säfte, daß diese Eiterbeulen nach und nach das Pestgift ausstießen und das Fieber sich durch starke Schweiße löste. Und auch sie schlichen Monate lang gleich Gerippen umher und trugen den Keim des Todes in sich, der sich bald andere Wege zu bahnen wußte. Die Meisten von der Seuche Ergriffenen wurden rettungslos ein Opfer derselben. Deshalb waren ganze Häuser in wenig Tagen ausgestorben und menschenleer und bald fehlte es an Kirchhöfen und Gräbern und an Händen, die Massen der Leichen bei Seite zu schaffen. Hunderte blieben zum Theil in den Häusern, zum Theil in den Kirchen, wohin sich viele Erkrankte geschleppt hatten, oder auf den Straßen und Marktplätzen unbegraben liegen. Unter dem glühenden Himmel Neapels gingen diese Leichen schnell in grauenvolle Verwesung über und der aus ihr sich entwickelnde Giftstoff verbreitete eine zweite Pest, ein verheerendes Fleck- und Faulfieber, das in Verbindung mit der Seuche in wenig Tagen viele Tausende ohne Unterschied des Standes dahin raffte.

In diesem Zeitraum der allgemeinen Trauer, wo — es war in der Mitte des Julius — an einem einzigen Tage gegen 15,000 Menschen ein Opfer des entsetzlichen Würgengels wurden, hörten alle Anstalten und Befehle des Staates auf, da Niemand auch nur die geringste

Kenntniß von ihnen nahm. Alle freundschaftlichen Verbindungen, alle Bande der Ordnung waren aufgelöst und die Gesetze schwiegen. Aller Verkehr mit der Umgegend, die bald auch verödet war, alle Thätigkeit des Bürgerlebens war gehemmt; es stockte jedes Geschäft, es versiegten alle Quellen des Verdienstes und Erwerbes, alle Kanäle des Lebensgenusses, es verschlossen sich alle Wege, den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen und ein Zustand der ungebundensten Zügellosigkeit trat ein, welcher Bösewichten und verworfenem Gesindel zur ungestraften Ausübung ruchloser Schandthaten willkommen war. Und Neapel gerade besaß an solchem Gesindel von jeher Ueberfluß, denn jene faulen und müssigen Lazzaroni's, deren Zahl man ohne Uebertreibung auf 40,000 annehmen kann, Menschen ohne Stand, Beschäftigung, Haus, Eigenthum und Heimath, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch in äußerster Dürftigkeit Tag und Nacht sein Leben auf der Straße zubringt, haben von jeher in Tagen der Noth jene Verbrecher gebildet, welche in dem Gesetz nur den Feind ihrer Wohlfahrt erblicken. Ihnen standen jetzt Thore und Thüren offen zur Befriedigung ihrer Leidenschaften. Traurig war daher das Loos der Kranken. Sie waren ihrem Schicksal überlassen und sahen sich, der Pflege und des Trostes der Liebe, so wie der Hülfe des Arztes beraubt, nicht bloß einem gewissen Tode, sondern auch allen Schrecknissen der Noth und Verlassenheit überliefert. Grabesstille lag über einer Stadt, die mehr als 300,000 Einwohner zählte. Ganze zahlreiche Familien verschwanden vom Schauplatz und blieb hier und da ein Greis oder ein zartes Kind von der Seuche verschont, so fehlte es dem Verlassenen an jedem Mittel,

das Leben zu fristen und der Hungertod war sein Loos. Nur zu den seltensten Ausnahmen gehörte es, daß sich treue Liebe der von der Seuche Ergriffenen annahm und die Kraft bewies, mit edler Selbstverleugnung dem gefräßigen Tode ein Opfer zu entreißen. Doch je seltener solche Beispiele von wahrer sich hingebender Liebe dem Auge sich darbieten, um so mehr ist es Pflicht, sie zu sammeln und so möge denn wenigstens eines derselben hier sein Denkmal finden.

Es war Anfangs Juli des gedachten Jahres, als der Marchese von Monte leone von einer Reise durch das nördliche Italien nach Neapel zurückkehrte. Zwar hörte er schon in Rom von dem jammervollen Schicksal, das die Stadt getroffen, allein seine Gattin und seine Kinder befanden sich in Neapel und daher zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Orte hin, dem Tausende mit Grausen entflohen. Er betritt zagend und ängstlich die Schwelle seines Palastes. Allein eine öde Stille, wie sie überall sich über die Stadt gelagert, empfängt ihn auch hier. Das Haus ist wie ausgestorben, es giebt in ihm keine Dienerschaft mehr. Gelähmt von traurigen Ahnungen schleicht er die breiten Marmorstufen hinauf und begiebt sich in die inneren Gemächer. Hier tritt ihm bleich und hohläugig die treue Wärterin seiner Kinder entgegen und erschrickt vor ihm, wie vor einem Geiste, da sie ihn noch im Norden von Italien glaubt. „Wo ist meine Gattin, wo sind die Kinder?“ fragt endlich die scheue Lippe. „Die Kinder,“ erwiedert sie, „sind gen Himmel und ihre Mutter seit heute bettlägerig.“ Betäubt durch diese Schreckensnachricht, stürzt er in's Kabinet, indem er die abwehrende Dienerin ungestüm

bei Seite schiebt. „Sie ist krank an der Pest," hört er sie rufen, doch unwillig antwortet er: „stehst Du meinem Weibe näher als ich? Hier ist mein Platz; Du sollst mich nicht durch Deine treue Liebe beschämen." Sanft lächelnd streckt die Kranke ihm die Hand entgegen, ohne zu bedenken, ihm mit derselben den Tod zu reichen. Er drückt die Gattin liebevoll an sich und erleichtert seinen Schmerz durch einen Thränenstrom. Doch jetzt erinnert diese sich, an welchem Uebel sie leidet und beschwört ihren Gemahl, sie zu verlassen, indem sie ihm zu bedenken giebt, daß für sie keine Hülfe sei und daß sie an ihrer treuen Dienerin eine Pflegerin habe, die alles das leiste, was ihren Zustand zu lindern im Stande sei. Aber Nichts macht Eindruck auf den Marchese. „Hier," spricht er, „ist mein Platz. Kann ich Dich nicht retten, so will ich doch Deine letzten Stunden Dir erleichtern und mit Dir sterben, denn ohne Dich und meine Kinder gilt mir das Leben Nichts." Seine erste Sorge war nun, einen Arzt herbeizuschaffen und es gelang ihm, eines sehr erfahrenen habhaft zu werden, der ihm überdies durch frühere wichtige Dienste verpflichtet war. Seiner rastlosen Thätigkeit, so wie des Gatten treuer Sorge gelang es, die Kranke zu retten; doch er selbst ward ein Opfer seiner Liebe. Schon am 15. Tage nach seiner Ankunft drückte ihm die Gattin das Auge zu.

In jenem Zustand völliger Gesetzlosigkeit wurde nur für das Eine gesorgt: für die Beerdigung so vieler in Verwesung übergegangener Leichen, weil der unerträgliche Gestank, der von ihnen ausging, die ganze Stadt noch mehr verpestete. Es wurden zu dem Ende aus den benachbarten Dörfern mehrere hundert Karren herbeigeschafft

und einige hundert Türkensklaven genöthigt, das gefahrvolle und ekelhafte Geschäft der Beerdigung zu übernehmen. Mit langen Stangen und Haken wurden nun die Leichen aus den Häusern auf die Karren geschafft und manchen noch Lebenden traf hiebei das entsetzliche Schicksal, für todt gehalten und mit den wirklich Gestorbenen lebendig in die Grube geworfen zu werden. Als alle Kirchhöfe der Stadt, die Grotten eines nahe gelegenen Berges und selbst die Steinbrüche in der Nähe mit Leichnamen angefüllt waren und der Tod noch immer neue Opfer begehrte, verbrannte man die Todten haufenweise oder stürzte sie in's Meer, das bald mit schwimmenden Leichen bedeckt war und sie in Massen an's Ufer zurückwarf, wo sie unbeerdigt verwesten.

Endlich gegen die Mitte des Augusts ging nach Monden langen Leiden das Morgenroth der Hoffnung über die verödete Stadt auf. Die Seuche ließ nach und die Sterblichkeit verminderte sich. Die von ihr nun noch ergriffen wurden, erholten sich und genasen wieder. Häufige Regengüsse, die zu Anfang des Monats den glühenden Luftkreis erfrischten und abkühlten, schienen diese glückliche Wendung bewirkt zu haben. Gegen den Herbst zählte man nur noch 500 Kranke in allen Theilen der Stadt. Jetzt gewannen die Gesetze wieder Kraft. Straßen, Häuser und Geräthe wurden gereinigt, zweckmäßige Verhaltungsregeln gegeben und zur Verhütung einer neuen Ansteckung heilsame Anstalten getroffen, die freilich jetzt zu spät kamen. Gegen das Ende des Jahres wurde Neapel für rein erklärt und alle Geschäfte gingen wieder den gewohnten Gang im Geleise der Ordnung und Gesetzlichkeit. Groß war die Freude der noch übrig gebliebenen

Einwohner, allein freilich durch den Schmerz getrübt, den eine jede Familie über ihre herben Verluste empfand. Es gab keine, die nicht irgend ein großes Opfer gebracht hatte. Dort weinte und klagte man über den Verlust geliebter Kinder, hier über den der Aeltern oder Geschwister. Ein jedes Haus war verödet und glücklich pries sich der, dem wenigstens Einige seiner Lieben gerettet waren. Mehr wehmüthig als erhebend war daher die kirchliche Feier, durch die die Geretteten ihren Dank gegen Gott und die Heiligen aussprachen, deren kräftigen Fürsprache der Wahn das endliche Aufhören der Pest zuschrieb. Einer der berühmtesten Maler jener Zeit erhielt den Auftrag, die Stadtthore mit den Bildnissen der Schutzheiligen zu schmücken und dem heiligen Cajetan ward auf dem Lorenzo-Platze eine Pyramide mit seinem Bilde und einer Inschrift zum Ehrendenkmal gesetzt.

In den Provinzen hörte die Pest um dieselbe Zeit auf. Nur 6 Monate hatte sie gewüthet und dennoch in diesem kurzen Zeitraum in Neapel selbst gegen 250,000 und im ganzen Königreich etwa gegen 400,000 Menschen in's Grab gelegt.

Die Türken vor Wien.

(im J. 1683.)

Nicht ängstlich darf den Ausgang der erwägen,
Der sich's bewußt ist, daß er Rechtes nur
Und Gutes will: wohin der Weg der Pflicht
Auch führen mag, zu Freuden oder Thränen —
An seinem Ziel lohnt ihm der Ehrenkranz.

Raupach.

Was ein thatkräftiger Muth, getragen von feuriger Liebe zum Vaterlande und von festem Gottvertrauen vermag — das tritt nie in ein so schönes Licht, als wenn derselbe in einem engen, scharfbegränzten Raume und rings umdrängt von der Brandung feindlicher Wogen, sich zu äußern, genöthigt sieht. Treten hiezu noch die mächtigen Antriebe der Ehre, die liebevolle Rücksicht auf die Schwachheit, welche von der Kraft Schutz und Schirm erwartet, die treue, tiefe Liebe zu Weib und Kind, oder die Regungen eines tief begründeten Nationalhasses: so entwickeln sich Kräfte im Menschen, welche Thaten der Unsterblichkeit erzeugen. Denn aus ihnen leuchtet nicht bloß die auflodernde Flamme einer Begeisterung hervor, die den Menschen auf flüchtige Stunden über sich selbst und sein Geschick erhebt; nicht bloß jene das Leben verachtende Kühnheit, die es zur Erringung eines theuren Gutes freudig einsetzt, sondern eine Geduld und Ausdauer,

welche in täglichen Prüfungen sich Wochen und Monde lang bewährt; eine Verzichtleistung auf gewohnte Lebensfreuden, eine Glaubensfreudigkeit, Hingebung und Selbstverleugnung, eine Anspannung des Willens, die selbst dann nicht nachläßt, wenn auch jeder Stern der Hoffnung erlischt. — Und diese Willenskraft schlummert in jedem Volke, in jeder Menschenbrust. Sie bedarf nur der blutigen Befruchtung, um riesenstark in das Leben hervorzutreten. So hat das jüdische Volk sein Jerusalem, das alte Spanien sein Sagunt und Numantia, das neuere sein Saragossa, Italien sein Ancona, das Niederland sein Antwerpen, Leyden und Ostende, Oestreich sein Wien.

Dreimal war diese Vormauer der Christenheit in Gefahr, dem Erbfeind derselben, den Türken in die Hände zu fallen. Soliman II., der Bedeutendste unter allen türkischen Herrschern, rückte im J. 1529 mit einem ungeheuren Heere vor die Stadt und belagerte sie unter täglichen Stürmen drei Wochen lang. Das Anwachsen der Donau und Mangel an Belagerungsgeschütz vereitelte indeß das Unternehmen des Sultans und er mußte mit einem großen Verluste abziehen. Doch schon drei Jahre darauf wagte er einen neuen Versuch auf die Kaiserstadt. 300,000 Streiter, begleitet von einer Masse Belagerungsgeschütz, die für jene Zeit ungeheuer war, sollten ihr den Untergang bereiten. Allein sie fanden diesmal die Christenheit vorbereitet. Ein nicht viel schwächeres Heer erwartete den stolzen Feind und glühete von Kampfeslust, welche aber diesmal kein Feld für den Ruhm fand, da Soliman es gerathen fand, für seine Eroberungen einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten und sich zurückzuziehen. Jedoch fand er sich weder für ihn selbst noch seine nächsten

Nachfolger und anderthalb Jahrhunderte hindurch genoß Wien die Süßigkeit des Friedens. Erst im J. 1683 zog sich über die Stadt die schwere Gewitterwolke zusammen, die sie von der Erde zu vertilgen drohte.

Sultan Muhamed IV. kündigte, aufgereizt durch Ludwig XIV., der sich den Allerchristlichsten König nennen ließ, in diesem Jahre, dem Kaiser Leopold den Krieg an und ließ der Erklärung rasch seine Heere folgen. Der friedliebende, sanfte und schwache Kaiser, völlig außer Stande, einem solchen Gegner die Spitze zu bieten, versuchte durch bedeutende Opfer den Frieden zu erkaufen, allein der übermüthige Sultan wollte darauf nicht eingehen und so blieb dem geängstigten Kaiser nichts übrig, als sich überall nach Hülfe umzusehen, da er selbst höchstens ein Heer von 30,000 Mann dem Feinde entgegenstellen konnte. Baiern und Sachsen verhießen kräftigen Beistand. Auch die übrigen Reichsfürsten waren bereitwillig dazu. Allein eh' man damals in Deutschland zu einem solchen Kriege sich rüstete und bei dem Mangel stehender Heere erst überall im Reiche Werbungen anstellen konnte, ging Zeit hin und Wien konnte währenddeß längst eine Beute des blutgierigen Feindes sein. Raschere und kräftigere Hülfe verhieß der feurige Polenkönig Johann Sobiesky, indem er mit 40,000 muthigen Polen, die sich öfters schon mit den Türken gemessen hatten, recht bald zu kommen versprach. Dagegen gelobte ihm der Kaiser zur Entschädigung der Kriegskosten eine Million und 200,000 polnische Gulden.

Der Sultan hatte sich vorgenommen, dem Feldzug gegen Oesterreich in Person beizuwohnen und sich zu dem Ende nach Belgrad begeben. Jedoch die Liebe zur Jagd

entfernte ihn schon nach einigen Tagen vom Schauplatz des Krieges, den er sich als bald vollendet dachte und überließ daher in schnöder Verachtung seines Feindes, die oberste Leitung des Krieges seinem Großwessir Kara Mustapha. Das Heer wurde bei der Musterung auf 250,000 Streiter geschätzt, ohne die Schaaren mißvergnügter und rebellischer Ungarn und Siebenbürgen, die sich sammt zahllosem Gesindel an sie anschlossen. Der Plan des Großwessirs ging sogleich dahin, Wien selbst anzugreifen, wiewohl kriegserfahrene Generale ihm riethen, zuvor die Festung Raab zu erobern, theils um damit seine Flanke zu decken, theils, um den Feinden die Zufuhr abzuschneiden. Allein der Großwessir hielt die Eroberung einer so großen und schlecht befestigten Stadt wie Wien, für zu leicht und mühelos, als daß er den Erfolg nur einen Augenblick bezweifelt hätte. Er drang daher rasch gegen Oesterreich vor und nöthigte den Oberfeldherrn des kaiserlichen Heeres, Herzog Carl von Lothringen, das andre Ufer der Donau zu gewinnen, um nicht von Wien abgeschnitten zu werden. Zwar suchten seine Reiter die Streifschaaren des Feindes an der Verheerung des flachen Landes zu hindern. Allein wie hätten diese wenigen Geschwader so Großes vollenden können! Wie ein Orkan plötzlich die Stille der Natur unterbrechend, ganze Wälder entwurzelt und die kräftigsten Gebäude in Trümmer stürzt — so wälzten sich die türkischen Horden in unwiderstehlichem Andrang über das erschrockene Land hin. Rauch- und Feuersäulen verkündeten ihre Ankunft. Alle Ortschaften auf ihrem Heuschreckenzuge wurden in Meilen weiter Runde niedergebrannt und die Einwohner, welche sich nicht durch schnelle Flucht dem

Verderben entzogen, als Sklaven fortgeschleppt. Doch darin hatte sich der Großwessir sehr geirrt, daß eine große Stadt eine schlechte Festung sein müsse. Von jeher die Vormauer gegen die Türken war Wien schon in früheren Zeiten befestigt worden und hatte auch unter Leopold noch einige neue Werke erhalten. Dazu kam die natürliche Lage der Stadt, die nicht günstiger sein konnte. Sie liegt nämlich in einer weiten Ebene und kann also nicht von irgend einem nahen, sie beherrschenden Berge beschossen werden. Nördlich wird sie durch das breite und tiefe Bett der Donau, südlich durch tiefe Gräben, hohe Wälle und Außenwerke beschützt. Der erste Anlauf des unermeßlichen feindlichen Heeres entschied also keineswegs das Schicksal der Stadt, wenn gleich in ihr überall Schreck, Bestürzung und Verwirrung herrschte, als man die traurige Ueberzeugung gewann, daß es auf Wiens Untergang abgesehen sei. Der schwache Kaiser, unfähig denselben zu verhindern, verließ beim Andrängen der Türken die Stadt und begab sich mit seiner Familie nach Linz, indem er fest auf die Hülfe des Heilandes vertraute, der ja der Hirte seiner Heerde sei. Seinem Beispiel folgten zahllose Vornehme und Reiche und bald waren mehr als 6000 Feiglinge geflüchtet, deren Entfernung für die Zurückbleibenden ein großer Gewinn war. Alle Straßen waren mit Flüchtlingen, Wagen und Saumrossen bedeckt und oft entstand ein so großes Gedränge, daß die Wege gesperrt wurden, indem überdies alle Bewohner der weitläuftigen Vorstädte in die Stadt selbst sich flüchteten. Doch hier ordnete ein gar tüchtiger, besonnener und entschlossener Mann alle Angelegenheiten; ein Mann, den die Vorsehung zur Rettung der Stadt berufen und befähigt

hatte. Es war dies Graf Rüdiger von Stahrenberg. Ihn hatte der Kriegsrath zum Befehlshaber Wiens ernannt. Unermüdlich in seiner Fürsorge für jeden Einzelnen, liebreich und gütig selbst gegen den Geringsten, gerecht gegen Jedermann, traf er mit der Umsicht des erfahrenen Kriegsmannes rasch die wirksamsten Anstalten zur Vertheidigung der Stadt. Die Vorstädte sammt allen nahen Gärten, Alleen und Landhäusern wurden der Erde gleich gemacht, um dem Feinde keine Schlupfwinkel zu gewähren, worin er sich festsetzen könne. Die Posten wurden mit tüchtigen Leuten besetzt, die Brücken über die Donau abgebrochen, die Stadtthore gesperrt, neue Wälle aufgeworfen und Kriegsbedürfnisse und Geräthe aller Art herbeigeschafft. Die Vorsteher der Bürgerschaft unterstützten diese Anstalten aus allen Kräften. Die 20,000 Mann starke Besatzung wurde durch freiwillige Bürgerkompagnien vermehrt; alle Handwerksgesellen und Knechte wurden bewaffnet und die gehörige Löhnung, in täglich zwei Groschen und Brod und Wein bestehend, aus freiwilligen Beiträgen bestritten. Die Studirenden traten in ein eignes Corps zusammen. Ihrer waren 800, kräftige Jünglinge, von dem besten Geiste beseelt und zu jedem Wagniß entschlossen. Die Gesammtzahl dieser Freiwilligen belief sich auch auf ungefähr 20,000 Mann, so daß ein tüchtiges Heer beisammen war, den Feind auf den Wällen zu empfangen und seine Hitze abzukühlen.

Schon am 2. Juli des gedachten Jahres schwärmten die Tartaren auf ihren flüchtigen Rossen in der Umgegend und ließen überall furchtbare Spuren ihrer Barbarei zurück. Von den Wällen der Stadt konnte man ihre Annäherung bemerken. Die ganze Gegend bis zum südlichen

Horizont schien in Feuer zu stehen, denn allein in der Nähe von Wien zündeten diese Halbmenschen 85 Oerter an, deren Bewohner sich glücklicher Weise ihrem Blutdurst entzogen hatten. Doch eben diese Barbarei stählte den Arm der Wiener und erhöhte ihren Glaubensmuth, da sie in der vor ihren Augen liegenden Brandstätte das Schicksal erkannten, das auch ihnen bevorstand, wenn es dem Feinde gelang, ihre Mauern zu brechen.

Acht Tage und drüber verflossen, eh' das türkische Heer seinem Vortrab folgte. Am 13. Juli rückte es endlich über Schönbrunn heran und Tages darauf erschien der Großwessir mit dem Kern der Armee. Sein Lager erstreckte sich von St. Marc um die Stadt herum bis nach Nußdorf, in einem Umfange von 6 Stunden. Die ganze Gegend schimmerte in dem neuen Glanze von 80,000 rothen, weißen und grünen Gezelten, die schnell wie durch Zauberei sich erhoben hatten. Vor Allen ragte das Zelt des Großwessirs durch seine Höhe, seinen Umfang und überladenen Schmuck hervor. Nur uneigentlich konnte es so genannt werden. Es war im Grunde eine Stadt von ¼ Meile im Umfang und bedeckt mit den kostbarsten und prachtvollsten Zelten, welche sämmtlich zur Bequemlichkeit des Großwessirs dienten. Da waren Bäder, Vogelhäuser, Springbrunnen, Wasserleitungen, Küchen, Gärten, kurz Alles, was nur der Despotismus asiatischer Herrscher hervorzurufen weiß. Hier befanden sich auch die Fahnen der Janitscharen, Topschi's und Milizen, so wie die heilige Fahne Muhameds.

Auf 5 Seiten ward die Stadt von den Türken belagert. Der Plan dazu war von französischen Ingenieuren entworfen und Ludwig XIV. soll ihn dem Großwessir

selber übersandt haben. Nach diesem mit französischer Oberflächlichkeit entworfenen Plan, den sich die Türken nicht abzuändern getrauten, griffen sie die Stadt gerade an der stärksten Seite an und versäumten die Gelegenheit, sich der beiden Donauufer zu bemächtigen. Dagegen verschwendeten sie Zeit und Mannschaft, einige unbedeutende Außenwerke zu erobern und schleuderten Bomben und Granaten, statt sie auf die Mauern zu richten, in das Innere der Stadt, wo sie wenig Schaden anrichteten, da die meisten Häuser massiv und bombenfest waren. So ging denn unter täglichem Kanonendonner eine Reihe von Tagen hin, ohne die Belagerung zu fördern. Erst gegen das Ende des Juli waren die Türken trotz der wackersten Gegenanstalten, in ihren Laufgräben und Verschanzungen den Wällen der Stadt ganz nahe gekommen. Ihre Absicht war, die Mauern durch Minen einzustürzen und dann mit dem Schwert in der Faust sich Bahn zu brechen. Dabei geschah ihr Hauptangriff auf die kaiserliche Burg und die Löbelbastei *), wodurch jene mit allen benachbarten Kirchen und Wohnhäusern sehr bald völlig zertrümmert wurde. Nach oft wiederholten, vergeblichen Anstrengungen gelang es ihnen am 3. August, nach Sprengung einer Mine, sich an einem Theil des bedeckten Weges festzusetzen. Jetzt suchten sie durch unausgesetztes Miniren in den Graben zu kommen und erreichten diesen Zweck am 6. August, obgleich ihnen jeder Schritt auf dem bedeckten Wege von den heldenmüthigen Vertheidigern streitig gemacht wurde. Darauf

*) Man versteht darunter ein über den Hauptwall hinausgelegtes, spitzig zulaufendes Bollwerk.

kam die Reihe an das in dem Graben zwischen der Burg und Löbelbastei gelegene Ravelin*), dessen Spitze sie am 12. August durch eine so gewaltige Mine sprengten, daß die Stadt in ihrem Grunde erbebte. Doch wurde ein Sturm auf dasselbe abgeschlagen. Fast die ganze Anstrengung sowohl der Belagerer als der Belagerten, beschränkte sich von nun an auf die Eroberung und Vertheidigung dieses Erdfleckes, der täglich vom Blute der Krieger benetzt ward. So wie die Türken einen Theil des Ravelins durch Minen eingestürzt und nach unsäglichen Mühen und Tausenden von Opfern erstürmt hatten, waren bereits von den unerschrockenen Vertheidigern neue Abschnitte mit Gräben und Pallisaden versehen, aufgeworfen und von Neuem entbrannte der wilde und blutige Kampf, bis auch dieser Erdfleck durch neue Minen unterwühlt und in die Luft gesprengt war. Daher gelangten die Türken erst am 29. August in den völligen Besitz dieses Werkes, das in einen Schutthaufen verwandelt worden war.

Diese unermüdete Tapferkeit und Ausdauer der Christen brachte die Türken um so mehr in Verzweiflung, je weniger sie erwartet worden war. Alle Blutarbeiten und Opfer, so verschwenderisch diese letzteren gebracht wurden, führten nur langsamen Schritts zum Ziele und es kanen Stunden, wo Kara Mustapha daran zweifelte, in Wien jemals die Fahne Osman's aufpflanzen und die verhaßte Stadt von der Erde vertilgen zu können. Statt offener Thore und des Genusses des Plünderns, Sengens

*) Ein Außenwerk, das vor dem Mittelwall und dem Graben zwischen den Basteien mit zugespitztem Winkel liegt.

und Brennens fand der stolze Barbar Mauern und Wälle die sein Blut röthete und Krieger, die seines Zornes spotteten, da ihre Losung Sieg oder Tod war. Allein auch der beharrlichste Muth findet seine Gränzen und auch die stärkste Kraft muß endlich erliegen, wenn man maaßlose Forderungen an sie macht. Diese täglichen Angriffe und Stürme erschöpften endlich den Born des Lebens in den Kriegern, welche Wien zu retten entschlossen waren. Immer mehr schmolz ihre Zahl zusammen und beschleunigte dadurch die Erschöpfung der Uebrigen. Dazu gesellte sich im Innern ein Feind, der fast noch größere Verheerungen anrichtete, als der außerhalb sich befindende — die rothe Ruhr nämlich, die in kurzer Zeit wüthend um sich griff und täglich Hunderte hinwegraffte. Der Graf von Stahrenberg lag selbst elend daran nieder und viele seiner tapfersten Offiziere fesselte gleichfalls das Siechbett. Auch litt die Stadt bereits an allem Nöthigen Mangel, da sie sich bei einer Bevölkerung von 250,000 Menschen und bei dem raschen Vorschreiten der Türken nur oberflächlich hatte verproviantiren können. Bleich und hohläugig wankten die Soldaten auf ihre Posten und Muthlosigkeit und Verzagtheit trat überall sichtbar hervor. Auch der Trost der Religion, den Tausende in den Kirchen suchten, vermochte wenig zur Erhebung des gebeugten Geistes, da die Gebete der gläubigen Menge nicht erhört wurden und die sehnlichst erwartete Hülfe immer noch ausblieb. Es kam kein Polenkönig, kein deutsches Heer zur Erlösung der Stadt. Ihr Untergang schien unvermeidlich zu sein.

In diesen Tagen der Angst und Niedergeschlagenheit belebte nur die völlige Hingebung und beispiellose Thätig-

keit des Grafen von Stahrenberg den tief gesunkenen Muth der Krieger und Bürger. Wiewohl krank, schwach und leidend, versäumte er doch keine seiner Pflichten. Er ließ sich auf seinen Posten hintragen, als seine Füße ihm den Dienst versagten und brachte unter den heftigsten Fieberanfällen Tage und Nächte in der Mitte seiner Krieger zu, indem seinem scharfen Auge Nichts entging, was besorgt, geordnet und hergestellt werden mußte. Auch entschloß sich um diese Zeit ein kühner Bürger — sein Name war Koltschitzky — zu einem Wagniß, das freilich sehr schwer, nur durch die größte Besonnenheit und Geistesgegenwart auszuführen war, allein auch im Fall des Gelingens viel dazu beitragen konnte, die ersterbenden Hoffnungen seiner Mitbürger von Neuem zu beleben. Dies Wagestück bestand darin, den Herzog von Lothringen, theils von der traurigen Lage der Stadt zu benachrichtigen, theils bei ihm von dem Anrücken der Deutschen und Polen Kunde einzuziehen. Da er der türkischen Sprache mächtig und auch sonst mit den Eigenheiten und Sitten der Türken sehr vertraut war, so war das Gelingen des kühnen Unternehmens nicht unmöglich. In der Nacht vom 13. zum 14. August schlich er, begleitet von seinem treuen Diener Michalowitsch, der auch türkisch verstand, in türkischer Tracht durch das feindliche Lager und kam glücklich und wohlbehalten in dem kaiserlichen an. Der Verabredung gemäß ward in der folgenden Nacht auf einem Hügel hinter dem feindlichen Lager ein mächtiges Feuer angezündet, um den Wienern seine Ankunft anzukündigen. Eben so glücklich kam Koltschitzky am 17. August wieder zu Hause an, mit einem Briefe vom Herzog, des trostvollen Inhalts, daß sich bereits

ein zahlloses Heer sammle, indem täglich bedeutende Hülfstruppen durch Baiern, Franken und Schwaben einträfen und nur noch auf die Ankunft der Polen gewartet werde, welche Ende Augusts erfolgen solle, um sodann mit vereinter Kraft zum Entsatz der bedrängten Stadt heranzurücken *).

Diese frohe Aussicht that Wunder. Vom Höchsten bis zum Geringsten fühlte sich Jeder neu gestärkt und entschlossen, die letzte Kraft aufzubieten, um das Streben des hochmüthigen Feindes zu vereiteln. Und wahrlich, das that Noth, denn schon hatte dieser sich bis unter die Mauern der Basteien eingegraben und immer neue Minen angelegt, von denen eine am 4. September die Bastei in einer Breite von mehreren Klaftern zertrümmerte. Wüthende Stürme wurden nun von dem erbitterten Feinde gewagt und dabei Tausende von Janitscharen geopfert, welche mit Tigergrimm die Bresche erstiegen. Doch sie scheiterten an dem Heldenmuth der Belagerten. Neue Sprengungen der Mauern hatten keinen günstigeren Erfolg. Die Tollkühnheit und Todesverachtung der Barbaren begegnete in den Breschen einer Tapferkeit und Kraft, woran sich wie an einem Felsen jede Woge brach. Und während hier die tapferen Krieger Tod und Verderben unter die Anstürmenden schleuderten, waren in ihrem Rücken tausend Hände geschäftig, theils die Verwundeten in Empfang zu nehmen, theils hinter Trümmerhaufen neue Mauern aufzuführen und tiefe Gräben

---

*) Koltschitzky erhielt zur Belohnung seines Dienstes die nachgesuchte Erlaubniß, ein Kaffeehaus — das erste in Wien — zu errichten und ward dadurch ein wohlhabender Mann.

zu graben. Doch stieg trotzdem die Gefahr mit jedem Tage und als am 10. Sept. wieder eine Mine unter der Burgbastei sprang und dadurch die ohnehin schon beträchtliche Maueröffnung auf das Doppelte erweitert wurde, da erbebten die weniger Muthigen und selbst die Unerschrockensten fürchteten das Schlimmste und verschwiegen es sich nicht, daß man am Rande eines Abgrundes stehe. Allein — die Türken wagten diesmal keinen Sturm, denn die Stunde der Erlösung hatte bereits für Wien geschlagen.

Schon am 6. Sept. war der König von Polen mit 2000 Reitern in dem kaiserlichen Lager zu Tuln, 3 Meilen oberhalb Wien, angekommen. Hier versammelten sich nach einigen Tagen auch die übrigen Hülfstruppen, bestehend aus 30,000 Polen, 11,000 Sachsen, 10,000 Baiern und 8000 Reichstruppen, die mit dem Ueberrest des kaiserlichen Heeres einige 70,000 Mann betrugen. Der König von Polen und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern führten ihre Truppen in eigener Person an. Die Reichstruppen befehligte der Fürst von Waldeck. Außer diesen fanden sich beim Heere ein: der älteste Sohn des Polenkönigs, Jacob Sobiesky, der Herzog von Sachsen-Lauenburg, die beiden Landgrafen Ludwig und Herrmann von Baden, der Markgraf von Baireuth, Herzog Friedrich von Sachsen, der Pfalzgraf von Neuburg, die Fürsten von Anhalt, Eisenach und Hohenzollern, ein Graf von Solms u. A. m. Der König von Polen, obgleich durch Kriegsruhm über Alle hervorragend, entsagte dem Oberbefehl, so wie jeder Art von Auszeichnung und übergab die Leitung des Ganzen dem Herzog von othringen. Es kam hierauf zu einer gemeinsamen

Berathung, welcher Weg zum Ersatz von Wien und zur Vertreibung des Feindes einzuschlagen sei. Der Weg zwischen der Donau und den Bergen zeigte sich als zu eng, um hier einen Hauptschlag zu thun, zumal da sich die Türken auf dieser Seite gut verschanzt hatten. Einen Umweg zu nehmen und von der ungarischen Seite den Feind anzugreifen, erlaubten die drängenden Umstände nicht, da Wien sich höchstens noch einige Tage halten konnte. Es blieb also nichts übrig, als über den unwegsamen Kalenberg einen beschwerlichen Marsch anzutreten und die Türken in der Flanke anzugreifen. Hierüber einig, setzte sich das Heer rasch in Bewegung. Den rechten Flügel bildeten die Polen, die Mitte die Baiern und Reichstruppen unter Waldeck, unter dessen Augen sich der junge Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, die ersten Lorbeeren sammeln sollte. Der linke Flügel bestand aus den Kaiserlichen und Sachsen, dem eine kleine Polenschaar unter dem Fürsten Lubomirsky beigegeben war.

Es war am 11. Sept. gegen Abend, als das kampflustige Heer nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm enge Hohlwege, steile Felsenschluchten und dichtes Gestrüpp entgegenstellten, — den Gipfel des Gebirgs erreicht hatte und es bot sich hier dem Auge ein eben so prachtvoller als furchtbarer Anblick dar. Zu den Füßen des Heeres lag eine weite Ebene, mit Zelten, in allen Farben prangend, übersät und ein scheinbares Lustlager darstellend, bedeckt mit zahllosen Rossen, Kameelen und Büffeln und belebt von 200,000 Kriegern, die in voller Bewegung waren; im Hintergrunde des Riesenpanorama's aber das entsetzliche Feuer der Belagerer

und Belagerten, aus dessen Dampfwolken von Zeit zu Zeit die Thürme der Stadt, beleuchtet von der untergehenden Sonne, hervorschimmerten. Doch mit dem Blick des geübten Feldherrn prüfte sogleich Johann Sobiesky die Stellung der Türken und rief dann fröhlich aus: „Kara Mustapha versteht den Krieg nicht. Er hat seine Stellung schlecht gewählt. Wir werden ihn unfehlbar schlagen.“ Diese Worte, die sich bald vom Munde zu Munde verbreiteten, erhöhten den freudigen Muth der Kriegsschaaren. Alle brannten vor Begierde, die dem Hause Oesterreich zugefügte Schmach zu rächen, so wie anderseits die im Dunkel der Nacht aufsteigenden Raketen, welche die Bürger Wiens von der Ankunft ihrer Retter benachrichtigten, unter diesen Jubel und Entzücken verbreiteten. Jetzt sahen sich Alle für ihre Ausdauer und Standhaftigkeit belohnt, denn es brach der Tag der Vergeltung an. Jeder überließ sich dem schuldlosen Rausch nie gefühlter Freude. Feinde versöhnten sich und sanken einander in die Arme. Aeltern umfaßten mit Freudenthränen ihre Kinder, die halb verhungert, Bilder des Elends waren, denn die Noth nahm ja nun in wenig Stunden ein Ende. Aller Unterschied des Ranges und Standes hörte in diesen Augenblicken auf. Noth und Trübsal hatten Alle einander gleichgestellt

Der 12. Sept. war der wichtige Tag, der die Frage entscheiden sollte, ob das westliche Kaiserreich mit dem östlichen vereinigt werden, ja ob Europa ein christliches Land bleiben solle. Siegte an ihm der türkische Halbmond, so fiel in wenig Tagen die Kaiserstadt, so ergossen sich die türkischen Horden über Deutschland, und reichten am Rhein den lauernden Franzosen die Bruderhand.

Unübersehlich waren die traurigen Folgen der erlittenen Niederlage. Doch diese trüben Vorstellungen fanden keinen Raum in der Brust der tapferen Schaaren, die größtentheils der freie kühne Wille herbeigezogen hatte, und wo sie wirklich entstanden, verscheuchte sie die innige Andacht, zu der in der Frühe des Morgens das ganze Heer sich versammelte. Langsam in geschlossenen Gliedern und mit aufgepflanztem Geschütz, stieg es darauf zum Entscheidungskampf den unwegsamen Berg herab. Der Großwessir, von der Ankunft des Christenheeres unterrichtet, gab jetzt den grausamen Befehl, sämmtliche Gefangene, deren Zahl sich auf 30,000 belief, niederzuhauen und mit kannibalischer Lust ward er auf der Stelle an den wehrlosen Männern, Weibern und Kindern vollzogen. Zugleich ließ er einen Theil seines Heeres gegen den Fuß des Berges anrücken und den andern Theil zu einem Hauptsturm auf Wien in Bewegung setzen.

Inzwischen rückte das verbündete Heer den Berg herab in die Ebene, die in einem weiten Halbmond vor ihm lag und bald entspann sich der blutige Kampf. Die erste Linie, aus kaiserlichen Grenadieren und sächsischem Fußvolk bestehend, that den ersten Angriff, und zwar mit solchem Ungestüm, daß sie Alles vor sich niederwarf und ihren Reitern sehr bald Raum und Gelegenheit verschaffte, die Flüchtlinge die Schärfe deutscher Schwerdter empfinden zu lassen. Durch eine geschickte Schwenkung des linken Flügels kamen die Türken überdies zwischen zwei Feuer, so daß sie ihr Geschütz im Stich ließen und sich in wilder Unordnung nach dem Lager zurückzogen. Doch neue Schaaren ersetzten ihre Stelle, die erste Bestürzung des Sieg gewohnten Feindes war vorüber und ernster und

blutiger wurde der Kampf. Schon näherte sich die Mittagsstunde und noch war wenig Raum gewonnen. Allein in diesem Augenblick gelang es dem Polenkönig mit seinem rechten Flügel sich in der Flanke der Feinde eines Hügels zu bemeistern und sie dadurch so nach der Mitte hinzudrängen, daß jede Entwickelung ihrer Reihen verhindert wurde und die Reiter in dem verworrenen Knäul derselben ein furchtbares Blutbad anrichteten. Dennoch aber machten alle diese blutigen Gefechte nur die Einleitung und das Vorspiel zu der Hauptschlacht aus, die jetzt vor dem feindlichen Lager entbrannte. Vor ihm hatten sich in unabsehbaren Reihen die Türken gestellt, welche ungeachtet aller Verluste, die sie erlitten hatten, den Christen noch immer um das Dreifache überlegen waren. In ihrer Mitte wehete die heilige Fahne des Propheten, zum Glaubenskampf ermuthigend. Mit einem betäubenden Geschrei und trunkenen Muthes stürzten die Feinde — etwa gegen 2 Uhr Nachmittags — auf das christliche Heer los. Doch dies hatte sich bereits völlig entfaltet und geordnet und war entschlossen, zu siegen oder unterzugehn. Sobiesky hatte kaum den Angriff des Feindes wahrgenommen, als er seiner sämmtlichen Reiterei den Befehl gab, mit verhängtem Zügel auf die Fahne Muhameds loszustürmen und das Centrum der Türken, es koste was es wolle, zu sprengen. Wüthend und unwiderstehlich war der Angriff dieser gewandten, tapferen und kräftigen Schaaren. Alles niederrennend und über den Haufen stürzend, brachen sie sich Bahn und drangen bis zu den Spahis durch, welche den Großwessir in großer Anzahl umgaben. Doch auch sie wurden geworfen und schlecht unterstützt von den Walachen, Siebenbürgen und

Tartaren, artete ihr Rückzug bald in wilde, zügellose Flucht aus. Des Propheten Standarte verschwand, der Großwessir ergriff die Flucht und vergrößerte dadurch die schon eingerissene Verwirrung. Jetzt drangen auch die deutschen Panzerreiter von der Flanke nach dem Mittelpunkt zu und keilten dadurch den Feind dergestalt ein, daß er fast gar keinen Widerstand leistete. Entsetzlich war nun das Blutbad, das die deutschen und polnischen Säbel unter den Barbaren anrichteten, welche zu schonen man für Sünde hielt. So war denn in wenig Stunden die ganze Meilen weite Ebene mit Tausenden von Leichen übersät und fast eben so viele schleppten die Wellen der Donau mit sich, da der kaiserliche General Dürrwald den Flüchtlingen den Weg versperrt hatte und jeder Versuch zur Rettung nur in das Grab des Flußbettes führte. Erst die Dunkelheit der Nacht setzte dem Blutvergießen und der rastlosen Verfolgung der Fliehenden eine Gränze, da Krieger und Rosse, seit mehreren Tagen kärglich unterhalten, der Ruhe bedurften. Zu dem Ende rückten die Sieger in das verlassene türkische Lager ein und brachten in ihm die Nacht zu.

Alle Kriegerschaaren hatten mit einander in Tapferkeit und Heldenmuth gewetteifert, besonders aber leuchtete die Kühnheit des Polenkönigs hervor, der überall da zugegen war, wo die Gefahr am größesten war. Allein nicht wenig trug zu dieser furchtbaren Niederlage der Türken auch der Umstand bei, daß das Heer derselben, welches statt wie sonst nur die Genüsse des Kriegs zu finden, Monate lang zu Anstrengungen und Entsagungen aller Art genöthigt wurde und endlich auch an dem Nothwendigsten Mangel litt, — längst schon verdrossen sich

zeigte und auf seinen Feldherrn einen Haß warf, der in der Stunde des Kampfes die Maske abwarf und seine Fessel sprengte.

Groß war die Beute, die den Siegern in die Hände fiel. 60,000 Zelte, 160 große und kleine Kanonen, 20 Feuermörser, gegen 200,000 Brandröhren zum Werfen der Granaten, 18,000 metallene und 20,000 eiserne Handgranaten, viele Tausend Centner Pulver und Blei, unermeßlich viele Woll- und Sandsäcke, Feuerröhre, Pulverhörner und Kugeln, Sensen, Hellebarden, Schaufeln und Hacken, Munitions- und Proviantwagen — dies Alles war ein nicht zu verachtender Ersatz für die Kosten der Ausrüstung. Allein besonders willkommen waren dem erschöpften Heere und der ausgehungerten Stadt 4000 ungarische Ochsen, eben so viele Büffel, 5000 Kameele und 100,000 Malter Getreide, die man in dem eroberten Lager fand. Dem König von Polen fiel das kostbare Zelt des Großwessirs mit allen darin befindlichen Kleinodien und Seltenheiten zu, z. B. einer zahllosen Menge von Köchern und Bogen mit Rubinen und Saphiren besetzt, so daß sein Antheil an der Beute sich auf 60 Tonnen Goldes belaufen haben soll. Auch der Pabst, der während der ganzen Belagerung eine ungeheuchelte Theilnahme an dem Schicksal der unglücklichen Stadt bewiesen und Tag und Nacht Gott um Beistand angefleht hatte, — auch er empfing seinen Theil von der Beute, nämlich die heilige Fahne Muhamed's, die er in der St. Peterskirche feierlich aufhängen ließ. Doch Niemand ging bei diesem glorreichen Siege leer aus. Auch dem Geringsten fiel manches Werthvolle und Seltene zu, das noch nach Menschenaltern den neugierigen Enkeln gezeigt ward.

So ungeheuer, wie der Verlust an Gütern, war für die Türken auch der an Menschen. Man schätzt ihn nicht zu gering auf 80,000, durch Belagerung und Schlacht dahingerafft. Allein auch die Christen hatten viel verloren. Zwar zählte die vereinigte Armee nur 4000 Todte, doch waren in Wien theils durch das Schwert, theils durch Krankheit über 16,000 Menschen umgekommen. Oesterreich aber büßte über 80,000 Menschen ein, welche die Türken anfangs als Sklaven bei sich behalten, am Tage der Schlacht aber niedergemetzelt hatten. Unter ihnen waren allein mehr denn 50,000 Kinder, von denen nur Wenige gerettet wurden. Diesen Verlust konnten freilich alle erbeuteten Schätze nicht aufwiegen und die Schmerzen herber Entsagung mäßigten daher sehr die Ausbrüche der Freude, die eine solche Erlösung verdiente.

Doch schien sie noch am folgenden Tage den Bewohnern Wiens ein schöner Traum zu sein. Niemand wagte sich zur Stadt hinaus. Erst, als die Polen von der Verfolgung der Türken zurückkehrten, als sich, so weit das Auge trug, kein Turban sehen ließ und die Feldherrn ruhig und unbesorgt die Außenwerke besichtigten: da erst strömte die ihrer Rettung sich bewußt gewordene Volksmenge jubelnd aus den Thoren, um ihre Retter zu bewillkommnen. An ihrer Spitze befand sich Graf Stahrenberg, der die Fürsten vor den Thoren empfing. Unter dem frohen Gedränge des Volkes, das namentlich den bescheidenen Helden Sobiesky fast erdrückte, begaben sich die Fürsten und Krieger und so viel Volk, als der Ort nur zu fassen vermochte, nach der Augustinerkirche zum feierlichen Dankfest, bei dem der fungirende Geistliche zu seiner Dankpredigt den passenden Text gewählt

hatte: „und es war ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes.“

Tages darauf kam der Kaiser fast unbemerkt und unbeachtet nach Wien, und so fest klebte dieser, von vielen Seiten sonst achtungswerthe und gutmüthige Monarch an steifer Hofsitte und nichtigem Ceremoniell, daß er es nicht wagte, seine Gefühle gegen den König von Polen laut werden zu lassen, aus Furcht, dadurch seiner kaiserlichen Würde etwas zu vergeben. Um dieser lächerlichen Verlegenheit abzuhelfen, wurde beschlossen, daß die beiden Monarchen in freiem Felde sich sprechen sollten. Sobiesky erschien in seiner Rüstung, mit der Polenmütze und Feder, woran eine kostbare Perle befestigt war, der Kaiser in glänzender Hofkleidung — beide zu Roß. Doch lau und kühl war der Dank, den er dem Helden erwies, da dieser nur — ein Wahlkönig war. Gedrückt durch das seltsame Benehmen des stumpfen Kaisers, eilte der König mit seinen Polen zur Verfolgung der Türken nach Ungarn, wo er ihnen noch vielen Schaden zufügte und kehrte von da, Ruhm gekrönt nach Polen zurück. Nicht viel wärmer sprach sich der Kaiser über die Verdienste der Reichsfürsten aus, so daß diese voll bittern Unmuths Wien verließen. Nur gegen den Grafen Stahrenberg, seinen Diener, bewies er sich dankbar, indem er denselben mit seinen Nachkommen in den Fürstenstand erhob und ihm die Würde eines Generalfeldmarschalles verlieh, eine Auszeichnung, die dem Edlen freilich nur ein schwacher Lohn dünkt.

Während das ganze christliche Europa über diesen Sieg vor Wien frohlockte und ihn durch Feste aller Art feierte, ergrimmte Ludwig XIV., als ihm von der furcht-

baren Niederlage seines Bundesgenossen die Kunde ward. Alle hochfliegende Pläne seines ungemessenen Ehrgeizes und seiner Ruhmsucht waren hierdurch mächtig erschüttert worden. Schon stand ein Heer schlagfertig an der Gränze, um von Westen her Deutschland zu überschwemmen und auszuplündern. Es wäre daher um deutsche Freiheit und Selbständigkeit geschehen gewesen, wenn Wien gefallen und die Schlacht unter seinen Mauern für die Verbündeten unglücklich ausgefallen wäre. Denn es gab kein zweites Kriegsheer, dem Andrang so mächtiger Feinde die Spitze zu bieten. Doch die Vorsehung, die im Lauf der Zeiten schon so oft mit starker Hand das deutsche Land im Kampf mit der Eroberungssucht aufrecht erhalten und die Fesseln der Zwingherrschaft zerrissen hat — sie wachte auch diesmal über unser Vaterland und vereitelte die Triumphe seiner Feinde.

Der Lübecker Martensmann.

Ein heitrer Scherz muß nicht verdrießen:
Das Leben ist so schaal und grau;
Doch willst Du ihn mit Lust genießen,
Nimm's mit dem Schwank nicht zu genau.

Das Mittelalter hatte seine Narren- und Eselsfeste, seine Faschingsfreuden, Mummereien und Possen, von denen in unsren Tagen Tausende keine Vorstellung haben, weil diese Scherze aus der Fülle und Tiefe einer übersprudelnden und unerschöpflichen Laune, einem kindischen Muthwillen und einer Neckelust entsprangen, welche sich heut zu Tage höchstens zu einzelnen Menschen verirrt, keineswegs aber wie ehemals einem ganzen Volke ein bestimmtes Gepräge aufdrückt. Unsre Zeit hat den Charakter eines Ernstes, der sich selbst in die heitersten Freuden mischt und ihnen all die frischen Reize der Mannigfaltigkeit, der Natur und Wahrheit entzieht, welche die Fest- und Freudentage im Mittelalter bezeichnen. Unsre jetzigen Volksfeste und Lustbarkeiten beschränken sich fast einzig und allein noch auf den Tanz, wobei sich das männliche Geschlecht nebenher in Bier und Branntwein übernimmt und Händel sucht, die oft zu blutigen Raufereien führen. — Wie ganz anders im Mittelalter! Da konnte trotz der strengen Strafen, die auf Vergehungen und Verbrechen standen, ein Jeder sich nach Gefal-

len rühren und regen; der rüstigen unverdorbenen Kraft ward der freieste Spielraum eingeräumt und es gab keine Polizei, welche jeden harmlosen Ausbruch des Muthwillens und der ausgelassenen Laune verhindert hätte. Verging sich nur Niemand gegen Ehre, Eigenthum und Leben des Andern, so ward seine Lust nicht gestört, vielmehr mischte sich auch der Vornehme, den damals noch nicht wie jetzt hohe Bildung von dem Niedrigen durch eine weite Kluft schied, gern unter die fröhliche Menge und schob seine Amtswürde und den äußern höheren Rang einmal gern bei Seite. Namentlich gewährte der Winter viel Abwechslung in frohen Festlichkeiten und Aeußerungen eines muthwilligen, drolligen, das Oberste zum Untersten kehrenden Scherzes.

Mit dem Martinsfeste begann diese Lust und endigte mit der Fastnacht. Um die Weihnachtszeit ward das Eselsfest gefeiert, an welchem ein Esel — vielleicht in Erinnerung des Bileamschen — die Hauptrolle spielte. Man behing ihn mit einer großen Mönchskutte; verkleidete Priester stimmten an den Kirchthüren bald geistliche Gesänge an, bald ahmten sie das Geschrei des Esels nach, welcher unter Begleitung einer lustigen Volksmenge durch die Kirche geführt wurde. — Von Weihnacht bis Epiphanias währten die Narrenfeste, bei welchen Priester und Mönche und auch muthwillige Jünglinge die Hauptrolle spielten, während die vornehme Geistlichkeit und das Volk die Zuschauer abgaben. Alles athmete bei diesen Festen die heiterste Lust und Freude. Aus der Mitte jener Priester ward ein Narrenbischof gewählt und unter den lächerlichsten Ceremonien in der Kirche zu seinem Amte geweiht. Er nahm alsdann den Bischofssitz ein,

hielt das Hochamt zum Scherz und ertheilte unter allen möglichen Gesichtsverzerrungen dem Volke den Segen. Während deß verübten viele maskirte Narren in der Kirche tausend Possen und Thorheiten und wagten es ungescheut and ungestraft das Heiligste und Ehrwürdigste in das Lächerliche zu ziehen, was übrigens weiter keine Folgen hatte. Der Scherz war vergessen, wenn die Tage des Ernstes kamen. Er that weder dem Glauben noch der Sittlichkeit Abbruch. — Und wo diese Narren- und Eselsfeste nicht Sitte waren, da durfte wenigstens am Weihnachtsfest der Knecht Ruprecht eben so wenig fehlen, wie die heiligen Drei Könige, welche in seltsamer Vermummung und geschmückt mit hohen Mützen aus Goldpapier des Abends von Haus zu Haus zogen und die Geburt des Heilandes in Knittelversen besangen. — Am Lustigsten aber ging es kurz vor Fastnacht her, ehe man den Fleischspeisen Lebewohl (Carnevale) sagte und in strenger Enthaltsamkeit des Herrn Passion feierte. Dann erreichte der Muthwille und die Ausgelassenheit den höchsten Grad. In diesen Tagen hatte jeder gleichsam einen Freibrief erhalten, die tollsten Streiche zu verüben, welche unter dem Namen „Fastnachtsschwänke“ nicht bloß gut geheißen, sondern belacht und im Gedächtniß aufbewahrt wurden. Alsdann vermummten oder verkleideten sich die ehrbarsten Männer und Frauen und zogen von Haus zu Haus, um ihren Freunden eine Lust zu bereiten und überboten sich in Neckereien und kindischen Scherzen. Allein auch die übrige Zeit des Jahres war nicht arm an Schwänken und Possen, da keine Hochzeit gefeiert wurde, die nicht durch Polterabendstreiche ihre eigenthümliche Würze erhielt. Bei allen

diesen Spielen, Festlichkeiten und Schwänken scheute man sich nicht, das Ehrwürdigste in's Komische zu ziehen und Hanswurst war damals noch ein gar angesehener Mann.

Im Schooß dieser muthwilligen Laune, die es sich erlaubte, selbst dem Heiligsten und Erhabensten ein Hasenschwänzchen anzuheften und Wichtiges und Ernstes durch eine lächerliche Beigabe zu würzen — haben wir auch den Lübecker Martensmann zu suchen, der als Ueberbringer eines Weintributes jährlich am Martinsfest vom Lübecker Senat an den Herzog von Meklenburg nach Schwerin gesandt wurde — vielleicht anstatt eines Schirm- und Schutzgeldes, da die Sage über den Ursprung und die Bedeutung dieser jährlichen Weinsendung nichts Bestimmtes enthält und der Vermuthung freien Spielraum läßt. Daß diese Sendung am Martinsfest geschah, kam übrigens wohl daher, weil der heilige Martinus, als Schutzpatron des Weinstockes seit den frühesten Zeiten verehrt wurde und außerdem auch an diesem Tage die Geistlichkeit Zinshühner und Gänse erhielt.

Dieser Martensmann, der aus den Lübecker Rathsdienern gewählt wurde und ein unverwüstlicher Zecher sein mußte, um bei den bevorstehenden Trinkgelagen der Stadt Lübeck keine Schande zu machen, fuhr schon einige Tage vor dem genannten Feste, begleitet von zwei Zeugen, in einem sehr anständigen Kaleschwagen, den vier kräftige Rosse zogen, von Lübeck ab und zwar so gemächlich, daß er erst am Abend des folgenden Tages die Strecke von acht Meilen zurückgelegt hatte und seinen Einzug in die Vorstadt von Schwerin hielt. An allen Oertern, durch welche er zog, wurde er gleich dem Weih-

nachtsmann mit fröhlichem Jubel empfangen, denn er theilte wie dieser, Nüsse, Aepfel und Semmeln unter der Jugend aus. Angelangt in der Vorstadt, ließ er durch Sachkundige Wagen und Pferde auf das Sorgfältigste untersuchen, um jeden aufgefundenen Fehler am Riemenwerk des Wagens, dem Geschirr und Beschlag der Pferde noch zu rechter Zeit zu verbessern, indem auch bei dem kleinsten Mangel, z. B. dem eines unbedeutenden Nagels und dem geringsten Versehen, Wagen und Pferde dem Herzog verfallen waren und sofort von der Dienerschaft des herzoglichen Marstalles in Besitz genommen wurden.

Folgenden Tages mit dem Glockenschlag zwölf, hielt darauf der Martensmann seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Sobald er sich dem Mühlenthore näherte, wurde dieses geschlossen und nicht eher wieder geöffnet, bis der Gesandte auf mehrere herkömmliche und stehende Fragen, welche die Absicht seines Kommens betrafen, — die auswendig gelernte Antwort hergesagt hatte. Nun trat die Wache unter's Gewehr und bewillkommnete ihn mit militärischer Ehrenbezeugung; jedoch bemerken wir auch hier das vorhin erwähnte Hasenschwänzchen, denn die Salutirung geschah in verkehrter Form. Mit würdigem Ernst mußte der Martensmann dafür seinen Dank abstatten und an die Wache einen Gulden Trinkgeld spendiren. Begleitet von Einigen derselben, setzte er nun seine Fahrt nach dem zum Absteigequartier bestimmten Gasthof fort, während ein immer mehr anschwellender Volkshaufen seinen Scherz mit ihm trieb, ihn umdrängte und hänselte, die Straßenjugend, mit Kuhschwänzen bewaffnet und abentheuerlich verlarvt, lärmenden Unfug verübte und sich um die Pfennige und Kupfermünzen, Nüsse und Aepfel balgte, welche

des Martensmannes unerschöpfliche Freigebigkeit unter sie hinwarf. Erst in den neueren, ernsthafteren Zeiten wurde dies frohe Spektakel, die Würze des ganzen Festes, vom Herzog untersagt und mit der Posse ein Ernst verknüpft, der ihr ein gar wunderliches Ansehn gegeben haben muß, indem nur arme Frauen aus dem städtischen Hospital die Erlaubniß erhielten, die ausgestreute Saat zu erndten.

Unterdeß aber ließ der Martensmann den herzoglichen Hausvogt von seiner Ankunft benachrichtigen. Der Kutscher benutzte die Zwischenzeit dazu, Pferde und Wagen auf das Sauberste zu putzen, der Gesandte selbst aber, sich in seinen ehrwürdigen Amtsrock zu werfen, der aus einem schwarzen Kleide, einem rothen Mantel ohne Aermel, in einer faltigen Halskrause und in den späteren Zeiten in einer stattlichen Perrücke bestand. Nachdem vom Hausvogt, unter einem höflichen Gegengruß, Zeit und Stunde der Auffahrt auf den Schloßhof und der Ablieferung des Weines — gewöhnlich Nachmittags drei Uhr — bestimmt worden war, — setzte sich mit dem Glockenschlage der feierliche Zug, der einem Triumphzuge glich, in Bewegung. Langsam ging die Fahrt vorwärts, denn Tausende von Menschen umdrängten den Wagen, der den würdigen Gesandten und das ungeheure Weinfaß und die beiden mitgebrachten Zeugen trug. Alle Fenster in der Straße, durch welche sich der Zug bewegte, waren mit fröhlichen Zuschauern besetzt und unter dem wiederholten Zuruf: „Martensmann, schön Merten, Pfennigmerten!" erreichte endlich der Gefeierte den Schloßhof. Sogleich trat auch dort die Wache unter's Gewehr, um ihn mit gleich schalkhafter Ehrenbezeugung, wie am Thor, zu empfangen und von ihm ein gleiches Trinkgeld und

für die erwiesene Ehre eine Danksagung entgegenzunehmen, die von ihm und seinen Begleitern nur mit entblößtem Haupte und tiefster Verbeugung geschehen durfte. Jetzt aber schwenkte der Kutscher die ungeheure Peitsche, hielt in Gegenwart des versammelten Hofes, ganz gegen die übliche Sitte, von der linken Seite seine Auffahrt auf den Schloßplatz, umfuhr ihn zweimal in der Runde und hielt dann plötzlich vor der Haupttreppe still, während der Martensmann noch immer mit freigebigen Händen unter die jubelnde Volksmenge Kupfermünzen warf. — Hier an der Schloßtreppe harrte der Hausvogt, in Begleitung des Amtsregistrators des Gesandten der freien Reichsstadt Lübeck, der sofort vom Wagen stieg und nach alter Sitte folgende Anrede hielt:

„Es läßt dem durchlauchtigsten, regierenden Landesherrn, Herrn N. N. Herzog zu Meklenburg ꝛc. ein ehrenfester und hochweiser Rath der Stadt Lübeck dero Gruß und Dienst unterthänigst vermelden und dabei anzeigen, daß ein wohlgedachter Rath sich erinnert, wie an diesem Martiniabend dem Herzoglichen Meklenburgischen Hause Schwerin von einem hochweisen Rath der Stadt Lübeck ein Ohm Rheinwein praesentiret worden, dem Derselbe auch jetzt nachgekommen und lässet hiemit solchen Wein aus nachbarlicher Freundschaft und guter Affektion praesentiren, dabei wünschend, daß Ihro Herzogl. Durchlaucht denselben bei hohem Wohlseyn und guter Gesundheit genießen, auch eines ehrbaren Rathes der Stadt Lübeck dabei im Besten gedenken und also nachbarliche Freundschaft, wie allemal vorher geschehen, erhalten mögen."

Hierauf erwiederte der Hausvogt herkömmlich: „Der durchlauchtigste Herzog und Herr ꝛc. bedanke sich zwar

des von einem hochweisen Rath der Stadt Lübeck entbotenen Grußes halber gnädigst, es sei aber aus dem Anbringen verstanden worden, daß ein wohlgedachter Rath, dem alten Herkommen nach, keinen Rheinweinmost, sondern Rheinwein gesandt, überdem auch, daß man diese Sendung, als geschähe sie nur aus nachbarlicher Freundschaft an- und vorbringen lassen wolle, als könne man dagegen nicht unbeantwortet lassen, daß jährlich am Martiniabend dem herzoglichen Hause Schwerin von einem hochweisen Rath der Stadt Lübeck aus Pflicht und Schuldigkeit ein Ohm Rheinweinmost geliefert werden müsse, und so hätte es auch anjetzo kein Rheinwein, sondern Most sein sollen. Für diesmal wolle man zwar den Wein annehmen, aber mit diesem Bedinge, daß solches hinführo in keine Consequenz gezogen werde, sondern nach diesem, wie Herkommens sei, von einem hochweisen Rath jederzeit Most aus Pflicht und Schuldigkeit geliefert werden solle, und Ihro Herzogliche Durchlaucht hinführo, der alten Schuldigkeit nach, damit gewürdigt sein wolle."

Nachdem der Martensmann auf diese befremdende Entgegnung gebührend geantwortet und die Gerechtsame der Stadt Lübeck vertreten und der Hausvogt im Namen seines Durchlauchtigen Herzogs von Neuem dagegen protestirt hatte, schloß der sich jährlich erneuernde Streit mit dem Geschenk eines Guldens an den Hausvogt und es begann nun die Besichtigung des Wagens und der Pferde. Ergaben auch die genauesten Nachforschungen keinen Mangel und Fehler, so bestieg der Hofkellermeister den Wagen, spündete das Faß auf, prüfte den übersandten Wein, gab ihn auch dem Hausvogt und Amtsregistrator zu kosten und ließ dann das Faß zuschlagen

und in den fürstlichen Weinkeller bringen. Damit war das Hauptgeschäft abgethan, allein keineswegs die ganze Festlichkeit zu Ende. Vielmehr wurde der Martensmann vom Hausvogt mit der Einladung entlassen, sich der hergebrachten Sitte gemäß, zum Abendschmause einzustellen. Er bestieg nun, immer entblößten Hauptes, mit seinen Begleitern den Wagen, umfuhr wiederum den Schloßhof, warf nochmals Geld unter die jubelnde Volksmenge und eilte im Trabe nach seinem Absteigequartier. Hier angelangt, überschickte er dem Hausvogt, Amtsregistrator, Küchen- und Kellermeister die üblichen Geschenke, worin sich ebenfalls ganz die schalkhafte Laune unserer Vorfahren aussprach, nämlich: für jeden dieser Herren einen 12 Pfund schweren holländischen Käse, einen sogenannten Lübschen Strumpf (feines Weißbrod), ein Bund Bütt (Flundern), ein dito Bücklinge und 4 Citronen. Dagegen erschien gegen Abend bei demselben der Amtspförtner, um ihn, nebst den beiden Zeugen und dem Kutscher zum Schmause auf dem Schlosse abzuholen. Zu dem Ende trug er in der Linken eine, nur zu diesem Gebrauch bestimmte, 3 Fuß hohe und aus 100 Hornscheiben zusammengesetzte und mit 4 Lichtern versehene Laterne. Seine Rechte dagegen war mit einem gewaltigen Stabe bewaffnet, um dem Andrange des Volkes zu wehren. So unerläßlich war bei dieser Feierlichkeit die gedachte Riesenlaterne, daß sie selbst dann gebraucht wurde, wenn durch irgend ein hinderndes Ereigniß die Sendung des Weines bis zum nächsten Frühjahr ausgesetzt ward, wo dann die brennende Laterne bei hellem Sonnenschein vorleuchtete.

Sobald sich die gewaltige Leuchte dem Schloßhof

näherte, trat abermals die Wache hervor, aber gleichsam nur zum Scherz, ohne Gewehr und der Pförtner führte den Geladenen in das bestimmte Eßzimmer, wo die vorerwähnten Diener nebst dem Hofgärtner und anderen niederen Hofbedienten, hin und wieder auch mit einigen eingeladenen Gästen aus der Stadt, ihrer bereits harrten. Nach alter Sitte befand sich in diesem Saale ein Ruhebett, worauf sich aber Niemand legen, auf demselben eine zierliche Schlafmütze, die aber Niemand aufsetzen, unter dem Bett ein gewisses Geschirr, das aber eben so wenig wie ein Waschbecken auf einem danebenstehenden Tischchen und ein dabei befindliches Handtuch benutzt werden durfte, weil es an dem heutigen Abend schimpflich erschien. Den Ehrenplatz an der Tafel nahm jedesmal der Hausvogt ein. Zu seiner Linken saß der Martensmann mit den Zeugen, zu seiner Rechten die Hofbedienten und übrigen Gäste. Der Kutscher ward an einem Nebentische bewirthet. Vor der Thür aber speiste der Pförtner, der zugleich unter den andrängenden Zuschauern, welche sich das Recht nicht nehmen ließen, den Martensmann essen und trinken zu sehen, eine gewisse Ordnung zu erhalten suchte. Wer es nur irgend konnte, versäumte es nicht, hier den Zuschauer abzugeben, denn ein geprüfter und wohlgeübter Magen gehörte dazu, die schwere Aufgabe zu lösen und sich doch anständig auf den Füßen zu halten. Was der bekannte Hans von Schweinichen in seiner Chronik rühmt, fällt in sein Nichts zusammen gegen dies Gelage am Martinsabend auf dem Schlosse zu Schwerin. Denn ein altes Herkommen, von dem man sich auch nicht in einem Pünktchen abzuweichen erlaubte, bestimmte für dies Gastmahl

36 Schüsseln, die in 3 Gängen, und zwar in folgender Ordnung aufgetragen wurden: Erster Gang: 2 Schüsseln mit Weinsuppe, 2 dito mit 24 Pfund Rindfleisch, 2 mit Kalbfleischpasteten, 2 mit gekochtem Gänsefleisch, 2 mit Frikassee mit 12 Hühnern, und 2 mit Fischen. Zweiter Gang: 2 Schüsseln mit einem gebratenen Hirschzimmer und einer Hirschkeule, 2 dito mit Blumenkohl, 2 mit Gänsebraten, 2 mit Torten, 2 mit Gebackenem und 2 mit Krebsen. Dritter Gang: 2 Schüsseln mit Confekt, 2 mit Zuckerwerk, 2 mit Honigkuchen, 2 mit Aepfeln und Birnen, 2 mit Wall- und Haselnüssen.

Sobald die Fische vorgelegt waren, erhob sich der Hausvogt und brachte zuerst die Gesundheit des regierenden Landesherrn aus und dann in der Reihenfolge die der übrigen Glieder des Regentenhauses, worauf der Martensmann Bescheid thun mußte — und das war keine Kleinigkeit. Man bediente sich nämlich hiezu einer besonderen Form von Gläsern, welche Fleuten hießen, oben weit waren und sich nach unten verengten und keinen Fuß hatten, so daß sie folglich jedesmal ausgetrunken werden mußten, um sodann auf den Kopf gestellt zu werden. Dieser Umstand nöthigte jeden Gast, ehrlich zu sein. Wohnte Jemand dem Martinsschmause zum ersten Male bei, so mußte er einen sogenannten Willkomm leeren, der nicht mehr als 5 Flaschen faßte und der ihm vom Hausvogt mit den Worten zugetrunken wurde:

„Auf des Durchlauchtigen regierenden Herzogs von Meklenburg Gesundheit und dieses Hauses Gerechtigkeit!“

Es war indeß erlaubt, sich aus der Gesellschaft einen Gehülfen zu erbitten, der Gevatter genannt wurde.

War der Willkomm geleert, so wurde er dem Hausvogt wieder übergeben, der seinen Gast dann fragte: „ob ihm nun Gnade widerfahren und Recht geschehen sei?" worauf jener erwiederte: „es sei geschehen und er bedanke sich dafür auch bestens."

Erst gegen 11 Uhr war das Gastmahl zu Ende, allein damit noch keineswegs das schwere Tagewerk vollendet, vielmehr begab sich die Gesellschaft nun nach dem Quartier des Martensmannes, voran der Pförtner mit der Laterne und hinterher die zahlreiche Volksmenge, welche auf jeden Tritt des Gesandten lauschte, um ihn, falls er nicht mehr fest auf den Füßen sei, zu verhöhnen. Hier im Gasthofe mußte der Sitte gemäß, Punsch und Wein bereit stehen, um einen guten Nachtrunk zu thun und erst nachdem auch hier ein Jeder nach Kräften Bescheid gethan, wurde dem gequälten Gesandten auf einige Stunden Schlaf und Ruhe gegönnt. Denn am nächsten Morgen erneuerten sich die Schmausereien auf dem Schlosse an der wiederum mit 36 Schüsseln besetzten Tafel. Am Schluß aber erhob sich der Martensmann und brachte seinerseits eine Gesundheit „auf das gute Vernehmen zwischen dem Hause Mecklenburg und der Stadt Lübeck aus," worauf ihn die Tischgenossen nochmals nach seinem Quartier begleiteten, um dort wiederum mit warmen Getränken bewirthet zu werden. Damit war denn das hohe Fest zu Ende und der Martensmann hatte die Erlaubniß, seine Rückreise anzutreten. Als Zehrung auf den Weg erhielt er aus der herzoglichen Küche noch eine Wildpretpastete, eine Torte und einen Gänse- und Schweinebraten; für einen ehrenfesten Rath der Stadt Lübeck aber ward ihm als Gegengeschenk abwechselnd ein wildes

Schwein, oder ein Rehbock mitgegeben, desgleichen ein sogenannter Martensgulden, der eine alte hanseatische Münze war, worauf der Doppeladler und das Wappen der Hansestädte geprägt war. Für seine Pferde bekam er außerdem noch 2 Scheffel Hafer mit und wurden seine sämmtlichen Zehrungskosten in seinem Absteigequartier vom Herzog bezahlt. Ueber die ganze Sendung und Festlichkeit mußte darauf der Amtsregistrator ein Dokument, das mit wenig Worten alles so eben Erzählte enthielt, ausfertigen und der herzoglichen Kammer überreichen.

Erst in den neueren Zeiten, als das Erscheinen des Martensmannes mit dem unterdeß verfeinerten Sittenzustand in einen zu grellen Widerspruch trat und der damit verknüpfte launige Scherz seine Bedeutung und Geltung verloren hatte, wurde der Stadt Lübeck die Pflicht der Weinsendung gegen Errichtung eines meklenburgischen Postamts in Lübeck feierlich erlassen und nur der Holzschnitt auf dem Meklenburg-Schwerinschen Schillingskalender erinnerte noch vor wenigen Jahren an ihn und an die schalkhafte Laune der sattelfesten Vorfahren.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.